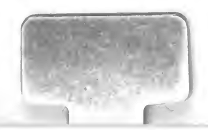
Rudolf Presber



Der Don Juan der Bella Riva


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Der Don Juan der Bella Riva



Der Don Juan der Bella Riva

Ein Geschichtenbuch

von

Rudolf Presber

Achte Auflage



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1917

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg



Inhalt

Der Don Juan der Bella Riva

Wenn ich an die Bella Riva denke, freue ich mich.

Es mag im Berner Oberland, in der Hohen Tatra Hotels geben, aus deren Fenstern der Blick — hier auf Mönch und Jungfrau, dort auf die Franz-Josephs-Spitze und die Visoka — großartiger und romantischer ist. Ich habe auch zu solchen Fenstern dankbar hinausgesehen und das Geschaute mit der Karte im Reisehandbuch gewissenhaft verglichen. Aber so rein glücklich, so restlos fröhlich wie in der Bella Riva in meinem Zimmer Nr. 14 — war es nicht Nr. 14? in Zahlen gelte ich als nicht sehr verläßlich — bin ich dort nie gewesen.

Das eine Mal wohnte ich als Bub dort mit meiner Mutter und meiner Schwester, die damals Braut war; was ich sehr albern fand, da sie den Herrn, der sie bei jeder Begegnung küßte und auf der Straße am Arm führte, überhaupt erst ein paar Monate kannte. Damals schnitt die Malbergbahn noch nicht hinter der Bella

Riva ihren senkrechten Eisenstrich durch den Wald. Und es gab eine Brücke weniger über die ohne Eile zum Wehr und nach den Aufregungen des Weges wieder sanft zum Rhein gleitende Lahn. Aber unter dem ersten Bogen der gedeckten Brücke standen, dünkt mich, viel mehr Reitesel mit roten Sätteln, wie heute. Und der Bahnhof, in den der Zug in weiten Kurven von Nassau kommend einfuhr, hatte noch keine kühl gekachelten Tunnels unter den Gleisen und sah überhaupt kleiner und unansehnlicher aus. Aber „Bad Ems“ stand schon daran zu lesen. Und wenn man im Juli hinkam, in der hohen Saison, so sah man in offener Kalesche, schlicht und doch vornehm, einen gebeugten alten Herrn mit weißen Koteletten fahren, der freundlich lächelnd allen Leuten dankte, die ihn respektvoll grüßten. Meist hatte er blaue Kornblumen in der Hand, die ihm Kinder in den Wagen warfen. Und wenn er ausstieg und in seiner ritterlichen Weise eine distinguierte Dame ansprach, dann knickste die sofort tief ins Knie. Und der schlanke, etwas ledergelbe Kavalier mit gewichstem Schnurrbart und spiegelblankem Zylinder, der immer links von dem alten Herrn saß und stand und ging,

sagte „Majestät" zu dem Herrn mit den Kornblumen. Und das war so in Ordnung, denn der alte Herr war der König von Preußen, der vor ein paar Jahren in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen worden war; und der immer links von ihm ging, war sein Hofmarschall, der Graf von Perponcher.

Und wenn man von der Bella Riva, die, heute noch, wie damals, wie ein Schmuckkästchen ins Grün des Berghangs gehämmert liegt, am linken Lahnufer stromauf geht, dann schimmert — nicht weit von der gezwiebelten russischen Kirche — ein kleines grellweißes Villachen durch dunkle Bäume. Darin hat oft im Sommer eine noch immer schöne Frau gewohnt, die stets in tiefer Trauer ging und die immer abreiste, ehe der Kaiser kam. Das war Eugenie, die einmal Kaiserin der Franzosen gewesen war, bis ... ja, bis auf der Stelle im Emser Kurpark, wo heute der schlichte Denkstein das Datum des 9. Juli 1870 nennt, der Graf Benedetti den König von Preußen ansprach.

Die Erinnerungen an Krieg und Sieg waren noch sehr frisch, als ich ein Bub war. Mein älterer Bruder hatte noch als köstlichsten Besitz

eine glühend von mir beneidete Knopfsammlung — lauter Knöpfe von französischen Uniformen, die ihm die durch Frankfurt transportierten Gefangenen gegen Zigarren und Wurstbrote von ihren Röcken geschnitten und die er jahrelang Sonntags alle durchgeputzt hat. Und mit meinen Bleisoldaten spielte ich Spichern und Sedan; und, seit ich den großen Baukasten hatte, auch Metz und Paris. Es war schön, ein deutsches Kind zu sein in jener Zeit! ... Und daß der Bräutigam meiner Schwester das Band des Eisernen Kreuzes in der Rockklappe trug, das hat ihn meinem Jungenherzen rasch näher gebracht. Freilich, daß er dem einen Eseltreiber den rauhen Hals pinselte und der Alte mich — als Gegenleistung — manchmal abends von der Brücke zur Bella Riva gratis reiten ließ, das hat auch viel dazu beigetragen.

Und dann hab' ich noch einmal in der Bella Riva gewohnt. Viel, viel später. Da stand der alte Kaiser schon in Marmor auf einem feierlichen Sockel und schaute freundlich in die Wandelhalle, als wolle er die Kurgäste zählen. Und unter dem Spruch, den ihm Ernst von Wildenbruch auf den Sockel geschrieben, lagen wieder

Büschel blauer Kornblumen. Der Graf Perponcher aber war seinem königlichen Herrn jüngst erst nachgefolgt zur großen Armee. Und die Kaiserin Eugenie kam nicht mehr. Es hieß, sie sitze in ihren langen Witwenschleiern, eine ganz alte, müde Frau im Park eines südlichen Schlosses. Aber Russen, Engländer, Holländer mischten sich noch am Brunnen bei der Kurmusik und auf den Waldwegen unter die deutschen Kurgäste, tranken Kränchen, gurgelten, inhalierten, wie früher. Und auch Esel mit roten Sätteln standen noch, die Fliegen mit dem Schwanz scheuchend, am Brückenbogen.

Aus lieben Erinnerungen heraus hatte ich mir dasselbe Zimmer genommen, in dem ich als Junge gewohnt, mit dem freundlichen Blick über die Lahn nach den schiefergedeckten „Vier Türmen" und dem grünen Bergrücken, an den sich die Hauptstraße lehnt mit den steilansteigenden Weingärten ihrer Häuser; aus dessen Hecken und Unterholz die Nachtigallen ihr vielstrophiges Frühlingslied so reich und so schön singen wie, glaub' ich, nirgends anders in Deutschland. Und auch im Ausland erinnere ich mich nur eines Morgens unter der Alhambra dies schluchzende

Lied ähnlich gehört zu haben. Aber es hat mich dort nicht so sehr ergriffen. Und das ist wohl zu verstehen. Denn die Nachtigallen suchen gern die alten Nistplätze auf; die Enkel kommen und singen und brüten, wo die Ahnen gesungen und das Nest gebaut haben. Die Nachtigallen im Gemäuer der Alhambra waren wohl gute Sänger, aber ihre Ahnen hatten aus den Myrtenhecken den Mauren gesungen und ihren Königen, den drei Mohammeds und Abu'il-Walîd Ismail und Jusuf. Sie waren nicht *meine* Nachtigallen, nicht die Enkel der Sprosser, die meiner Jugend ihr Lied geflötet; die meiner Schwester Frühlingsentzücken waren und jetzt aus verjüngten Kehlen, wenn der Weißdorn blüht, über ihr Grab singen . . .

Aber ich wollt' nicht von Nachtigallen reden und nicht von den Toten. Als ich damals — zum zweiten Male — in der Bella Riva abstieg, fand ich unter den Mitbewohnern des Hotels in der Kurliste einen ehemaligen Studienfreund. Er hieß Karl Egon Mayhoff. Auf Universität hatte er sogar *von* Mayhoff geheißen. Aber die pedantischen Behörden hatten ihm dann den Adel, der ein russischer persön-

licher Adel seines früh in Baku verstorbenen Vaters war, wieder abgeknöpft. Das ansehnliche Vermögen seines Vaters aber, das aus Petroleumquellen getropft war, behielt er ohne jeden Abzug, als seine Mutter am Tage, da er majorenn wurde, einen alten Justizrat heiratete, der ihr seit mehr denn zwei Jahrzehnten nachgetrauert hatte. Karl Egon war ein hübscher Bub gewesen und leider ein schöner Jüngling geworden. Ich sage: leider; denn er wußte das als Student und ging auf in der Pflege und Erhaltung seiner körperlichen Vorzüge. Als ihm merkwürdig früh die Haare auszugehen begannen — das war in seinem vorletzten Semester —, widmete er sich mit zäher Energie den abenteuerlichsten Kuren. Er saß mit einer geheimnisvollen Latwerge auf dem rasierten Schädel wochenlang im dunklen Zimmer; und als das nichts half, ließ er sich die früher verdunkelten Kopfpartien künstlich bestrahlen. Dieses aber führte ebensowenig wie eine japanische Massage mit gekerbten Holzkugeln und eine sehr teure, aus Budapest verschriebene elektrische Kappe zum Ziel.

Zur Zeit, als er — wohl infolge der zerstreuenden Kuren — durch das Doktorexamen rasselte,

war Karl Egon so gut wie kahl. Und da ihm infolge eines anzüglichen Dialogs über Simson und Delila ein baumlanger Frankone auf einer letzten Mensur ein Stück aus dem rechten Nasenflügel geschlagen hatte, an dem leider auch das Spitzchen hängen blieb, so war Karl Egons äußere Erscheinung, als er sich grollend vom Studium zurückzog, zwar korrekt und tadellos, aber der Kopf, der sie krönte, hatte durch seine Kahlheit und die verbogene Nase einen karikaturistischen Zug bekommen. Den aber empfand der Glückliche nicht. Und als er sich mit seinem ansehnlichen Vermögen an einer sehr gut gehenden Hundekuchenfabrik beteiligt hatte, glaubte er dadurch auch ein Sportsmann geworden zu sein und betonte diese Qualität auch äußerlich kräftig... Er hielt sich immer noch für den schönen Mann, der zu werden er einmal versprochen hatte, und huldigte der Ansicht, daß alle Frauen seinem Anblick kaum, seiner etwas mittelalterlichen Galanterie aber bestimmt nicht widerstehen könnten.

Dies alles wußte ich von ihm, als ich seinen Namen als Mitbewohner der Bella Riva las. Aber da er, von seinen den Horizont beschränkenden Fatzkereien abgesehen, gar nicht dumm, auch

ein ganz guter Kerl war, außerdem die Erinnerungen an die Studienjahre, das Neckartal und manchen fröhlichen Trunk mir hier in die strengeren Kurwochen trug, so freute ich mich ehrlich, ihn wiederzusehen.

Dieses Wiedersehen fand zufällig schon am ersten Nachmittag meines Aufenthaltes statt. Ich hörte beim Auspacken meiner Koffer auf dem Flur seine Stimme, die mir freilich etwas belegt schien, und trat hinaus. Er war in eine umständliche Belehrung des mit hängender Unterlippe lauschenden Hausdieners vertieft: wie hoch und wie energisch die Bügelfalte in seine Hosen geführt werden sollte.

„Karl Egon!"

Er drehte sich rasch um, schnickte mit einer Kopfbewegung das randlose Monokel treffsicher in die rechte Hand, stutzte, erkannte mich und kam mir erfreut entgegen.

„Ja, Mensch, was willst denn du hier?"

„Gurgeln."

„Ich auch! Mache das schon seit drei Wochen."

„Mit Erfolg?"

„Natürlich. Das heißt — könnte schon weiter sein. Aber so richtig mit der vorgeschriebenen

Kur fang' ich erst jetzt an. Morgen. Du mußt nämlich wissen ... Also, so gehn Sie schon mit der Hose!"

Diese letzten energischen Worte waren an den Hausdiener gerichtet, der offenbar nicht glauben konnte, daß er diesmal mit so wenigen Aufträgen und Verhaltungsmaßregeln über die Garderobe Karl Egons davonkommen würde.

„Wir werden den Tee im Garten trinken — ist dir's recht?"

Ich stimmte gern zu. So setzten wir uns in die kleine offene Halle hinter dem Hotel, an der vorbei der breite schattige Weg nach der Lindenbach führt.

Mit großer Lebhaftigkeit und ohne die elegisch getönte Blasiertheit zu heucheln, die er in Damengesellschaft gern zur Schau trug, erzählte er mir von „seiner" Fabrik. Das System, Fleisch- und Pflanzennahrung für Hunde in haltbare Kuchenform zu bringen, war alt, und es gab dafür eine Reihe guter und einwandfrei arbeitender Fabriken. Der Trick seiner Fabrik aber war es, zu individualisieren.

„Siehst du," sagte er, während er mir Tee eingoß, Kakes und Zigaretten anbot und über-

haupt väterlich für mich sorgte, wie der ältere Kurgast immer für den Neuling, „ein stachelhaariger Foxterrier frißt schließlich weder quantitativ noch qualitativ, was etwa ein Griffon bruxellois konsumiert. Und einem Windspiel oder Rehpinscher ist nicht ganz dieselbe Kost zuträglich, wie sie einem Neufundländer oder einer deutschen Dogge zusagt und anschlägt. Darüber haben unsere Sachverständigen Haufen von Erfahrungen gesammelt; und wir haben nun — Züchter und Laien erkennen das an — eine tadellose Futterpackung für jede irgendwie eingeführte Rasse. Ob du nun einen Boxer, einen Teckel, einen Schäferhund, Spitz oder Barsoi hast — du kannst für ihn die richtig just für seine Rasse gemischte Nahrung bei uns in Zwiebackform kaufen. Du schreibst bloß: Englischer Boxer, Rüde, fünf Jahre — schicken Sie Futter für vier Wochen — und du bekommst gleich — was für einen Laien höchst wichtig ist — die richtig abgemessenen Rationen für Mittag- und Abendmahlzeit in Einzelpackungen. So daß dir der vierbeinige Kerl weder vom Fleisch fällt, noch zu fett wird."

„So was müßt's für Menschen auch geben!"

„Nicht wahr? Sag' ich immer. Die Säuglingsheime machen das ja auch mit ihren winzigen Pensionären. Aber sobald unsereiner aus den Kinderschuhen heraus ist, geht die blödsinnige Futterei los. Übrigens hier im Hotel ißt man sehr gut."

„Auch in Zwiebackform?"

„Gott sei Dank, nein! Aber den feinsten Trick hab' ich dir noch nicht erzählt. In diese für die einzelnen Rassen individualisierte Nahrung pressen wir auf Wunsch Medikamente ein. Du begreifst —? Wenn du zum Beispiel die Staupe hast oder die Akarusräude ..."

„Sei so gut!"

„Ich meine natürlich ... nimmst du noch Tee? ... meine natürlich: wenn dein Pudel oder dein Malteser die Räude hat, so kannst du bei uns Nährzwieback für die betreffende Rasse kaufen mit entsprechend dosierter Beimischung von Heilmitteln. Eine gründliche Wurmkur zum Beispiel ..."

Ich war nicht übermäßig neugierig auf diese Kur und warf daher die bewundernde Bemerkung ein: „Du bist ja ein Hundesportmann geworden, wie er im Buche steht!"

Er biß geschmeichelt an und erließ mir die Wurmkur.

„Ja, ja," sagte er schmunzelnd, „der Beruf bildet und erzieht. Und dann, das Studium hat uns gewöhnt, die Augen offen und die Ohren steif zu halten, nicht wahr? Ich gehöre — kann ich wohl sagen — schon zu den Autoritäten der Kynologie. Ehrenwort. Im letzten Jahr siebzehnmal Preisricher gewesen! Berüchtigt für meine hohen Anforderungen an das Material. Zuletzt bei der Frühjahrssuche für englische Vorstehhunde. Also ich sage dir, tropische Hitze, wenig, fast keine Deckung im Gelände — und die Hühner äußerst rege und — das liegt in der Zeit, verstehst du, die Hühner gehen ins Brutgeschäft — minimale Witterung. Und am Ende der anstrengenden Suche ein infamer Platzregen, der einem an so was doch wohl gewöhnten Eingeborenen von Java zu dumm gewesen wäre. Dann die Prämiierung — schweißgebadet in einer zugigen alten Scheune. Das Ende war ein bildschöner Rachenkatarrh, der nicht wegging. Chronisch. Na, dacht' ich mir, werd' ich mal große Kanonen anfahren. Ems! Und da bin ich. Und da bleib' ich, bis — — Trinken wir einen Kognak?"

„Ist das kurgemäß?"

„Nee. Aber, ich sagte dir ja schon, die richtige Kur fängt für mich erst morgen an."

„Morgen — obschon du drei Wochen hier bist?"

„Ja. Weißt du ... wunderhübsche Weiber gibt's hier! Im Bad, im Dorf, in der Umgebung — Siehst du das Fenster?"

„Wo jetzt das dicke Dienstmädchen mit dem weißen Häubchen die Scheibe putzt?"

„Ja. Sie heißt Kathrine Kullerich und ist aus Dausenau."

Er blickte versonnen, ein glimmendes Feuer in den Augen, hinüber. Das geöffnete Fenster gehörte zu einem freundlichen Zimmer ebener Erde, in das man von unserm erhöht liegenden Tisch hineinschauen konnte. Die Betten waren abgezogen, die Möbel zusammengestellt, die Teppiche zum Reinigen gerollt. Es schien da gerade jemand ausgezogen zu sein. Die korpulente Stubenfee aus Dausenau, sauber gekleidet zwar, aber mit roten Händen und einem stumpfen, sommersprossigen Gesicht, konnte es ihm doch unmöglich angetan haben.

„Um zehn Uhr fünfzehn heute morgen ist sie abgefahren," sagte er, betrübt mit dem Kopfe

nickend, ohne den Blick von dem Fenster zu wenden.

„Wer?"

„Nach Lahnstein. Sie wollte den Rhein noch sehen, von dem sie soviel gehört hat. Die Burgen und die Städtchen — besonders Oberwesel — warum gerade Oberwesel, weiß ich nicht. Dann fährt sie über Frankfurt heim. Direkt nach Moskau zurück."

„Eine Russin also?"

„Ja. Das heißt, ihre Mutter war eine Georgierin. Du weißt, die schönsten Weiber in den Harems der Sultane sind immer Georgierinnen."

„Ja, ist denn ihr Mann ein Sultan —?"

„Nein. Ihr Mann hat einen großen Kaviarexport in Astrachan gehabt. Oh, ich werde nie mehr ohne Wehmut Kaviar essen können! Jetzt lebt er, baronisiert, in Moskau."

Die Melancholie stand ihm nicht. Die gespaltene Nase und die Kahlköpfigkeit fielen mir wieder auf. Er hatte mir besser gefallen, als seine Gedanken bei dem interessanten Hundezwieback und den unfehlbaren Wurmmitteln verweilten. Ich sagte ihm das.

„Du hast sie eben nicht gekannt! Sie sprach das Deutsche nicht gut; aber wahrhaftig, ich weiß erst, wie schön das Deutsche ist, seit sie es sprach. Wie sie die Vokale klingen ließ — so ein A! Dunkel, wie ein Wald, und tief, wie ein Bergsee. Und die R's schnurrte sie so herrlich. Ich ahnte gar nicht, wieviel solche R's im Deutschen vorkommen. Es waren noch einmal so viele R's drin, als wenn du sprichst."

„Man kann sich ja die Worte danach aussuchen. Vielleicht ..."

„Ach, Unsinn. Aber du hättest's hören sollen — —!"

„Findest du die A's und die R's wirklich so besonders schön? Dann mußt du dich in Carrara niederlassen."

Er überhörte meinen Scherz und sagte: „Du hättest sie das aussprechen hören sollen: Bella Riva — oh, dieses Rrrrrrrivaaaaaah ...!" In diesem Augenblick veränderte sich sein Gesicht vollständig. Die Melancholie verschwand; es kam etwas Angespanntes, Sieghaft-Unternehmendes hinein. „Siehst du dort an dem Tisch den alten graubärtigen Herrn mit der jungen Dame?"

„Den mit der runden Brille, der die Kölnische liest ... oder eigentlich: er riecht daran."

„Ja, er ist sehr kurzsichtig. Und das blasse, blonde Mädel, das immer herüberschaut?"

Ich hatte das nicht bemerken können, daß die junge Dame, die im Tenniskostüm Streuselkuchen aß, immerzu herüberschaute.

„Das ist — du mußt nicht glauben, daß ich eitel bin ... es ist mir geradezu unangenehm manchmal — wirklich lästig — — aber es ist mein Schicksal — vielleicht weil der Sport mir die Figur erhält, während du und andere — schon ein bißchen zur Fülle neigen ... Und dann — ich lasse jetzt in London arbeiten. Du verstehst?"

„Nein."

„Mein Gott, ich meine ... nun ja, unter den Männern, da hab' ich ja natürlich meine Gegner — gute Freunde sogar wenig, wie das so kommt, wenn man ... Ich meine, die Damen ..."

„Ach so, du willst sagen: du wirst viel angeschwärmt ...?"

„Angeschwärmt ist vielleicht ein etwas heftiger Ausdruck. Jedenfalls will ich das nicht sagen. Aber ... nun ja, ich tue wirklich nichts dazu —

übrigens ganz niedlich ist die Kleine, nicht? Der Alte muß Universitätsprofessor sein oder so was. Ein bißchen idiotisch, aber vermutlich sehr gelehrt. Geheimrat steht in der Kurliste. Jetzt sieht sie wieder herüber . . ."

Ich hatte den Eindruck, daß sie nicht eigentlich „herübersah", sondern mit den Augen den Kellner suchte. Eine Vermutung, die auch eine gewisse Bestätigung darin fand, daß sie den Bediener jetzt heranrief und noch eine Portion Kuchen bestellte.

„Den Appetit scheint ihr die Verehrung für dich gottlob noch nicht geraubt zu haben."

„Du machst Witze. Aber du solltest dich doch entsinnen von Universität . . . Gott, diese kleinen Amouren damals zählen ja freilich nicht. Aber wenn ich dir sage . . ." Er unterbrach sich und grüßte ritterlich, doch mit einem Lächeln leise andeutender Vertraulichkeit zu einem Paar hinunter, das eben aus dem Portal des Hotels trat. Es war ein beleibter Herr, der die unglückliche Form seines Bauches durch eine weiße Weste töricht betonte, mit einer überschlanken brünetten Frau, die ihm gelangweilt den Arm reichte. Die beiden grüßten nicht zurück und entfernten sich nach der Lahn zu.

„Mir kam vor, Karl Egon, die haben dich überhaupt nicht gesehen."

„Beide?"

„Beide."

Er lächelte überlegen. „Sahst du das nicht — sie blickte doch nach oben."

„Ja, nach dem Himmel. Sie befürchtet wohl Regen."

„Glaube das immerhin ... Das heißt — im Vertrauen — sie will wohl vor dem Mann nicht auffallen ... Er ist schwer asthmatisch, der Ärmste, verstehst du? Und eifersüchtig, wie alle Asthmatiker. Ein Fabrikant aus Westfalen. Klotzig reich. Viel älter wie sie. Hat sich die hübsche Frau eben „geleistet". Wie sich ein anderer einen ins Stammbuch eingetragenen Airdale-Terrier mit siebzehn Ahnen leistet."

O Gott, o Gott, dachte ich bei mir, er ist noch der Alte! Nur ausgewachsen in der Richtung, die in unseren Universitätsjahren zu befürchten war. Die Hundekuchen hatten ihn nicht davor bewahrt. Im Gegenteil, der Sport brachte ihn, wie er mit eitlem Lächeln betonte, mit vielen Damen zusammen. Denn vornehme und begüterte Frauen folgten gelangweilt dem Zuge

der Zeit, fütterten Boxer, suchten den Fuchsbau mit Terriers ab und dressierten persönlich Polizeihunde auf den Mann, den sie meist selbst nicht bekommen hatten ... So war es nicht zu verwundern, daß sich in Karl Egons Erzählungen dieses ersten Mittags der vornehmen Russin, deren Mutter eine Georgierin war und deren Mann aus Astrachan Kaviar exportierte, und der Tochter des Geheimrats, die so gerne Streuselkuchen aß, und der brünetten Gattin des asthmatischen Fabrikanten aus Westfalen noch verschiedene Sportladys, rassig und schlank, wie Gerten, anschlossen. Eine fabelhaft blonde Pariserin, Madame Dulatrie, die von einem Rittmeister kürzlich geschiedene Nichte eines Senatspräsidenten aus der Rheinprovinz, und eine Marquise Quisser, deren Schwiegervater beinahe einmal Vizekönig von Indien geworden wäre.

Den ganzen schönen Spaziergang nach der Lindenbach, den wir nach dem Tee unternahmen, ödete er mich mit diskreten Andeutungen der flammenden Feuer, die seine männliche Erscheinung in den Herzen dieser Damen entfacht, und der schlimmen Gefahren, denen ihn sein stets in den Grenzen des Anstands gehaltener Flirt von

seiten der Väter, Brüder, Onkel und Vettern aussetzte. Und unter diesen Bedrohenden waren alle besseren Gesellschaftsklassen vertreten, vom britischen Lord, der beinahe Indiens Statthalter geworden wäre, bis zum schlichten rheinischen Großindustriellen und ganz gewöhnlichen Millionär.

Der Abend war regnerisch. Ein Gewitter zog über das Lahntal, warf Blitze und verzog sich. Wir aßen an einem kleinen Tische im Speisesaal der Bella Riva. Es war nicht zu leugnen, daß eine gewisse Aufmerksamkeit der anderen Gäste unseren Tisch auszeichnete; aber ich glaube, daß sie mehr meiner neuen Erscheinung in diesem Kreise galt, als dem vortrefflichen Karl Egon, der in tadellosem Smoking über appetitliche Hammelkotelettes triumphierende Blicke aussandte. Ich sage das ohne jede Eitelkeit: nur aus der Erfahrung, daß in einem Badeort eben jeder Ankömmling eine gewisse bescheidene Sensation bedeutet — denn unter dem nivellierenden Einflusse der Kultur und der guten Tischsitten ist die Möglichkeit gegeben, daß jeder Unbekannte in einem ersten Hotel ebensowohl ein australischer Känguruhzüchter, als ein amerikanischer Schweine-

schlächter, als ein inkognito reisender Großherzog sein kann.

Die nächsten Tage gestalteten sich durch die überzeugungstreue Hochachtung, die Karl Egon für sich und seine Erfolge hegte, und die erstaunliche Zähigkeit, mit der er in mir ein diskretes und interessegeladenes Publikum voraussetzte, wenig erquicklich. Er grüßte auf der Brunnenpromenade jede zweite Dame, begnadete die Brunnenmädchen am „Kränchen" mit scherzhaft huldvollen Ansprachen, schäkerte neckisch mit einer Blumenfrau, die schon zwei Söhne bei der Artillerie in Mainz hatte, und kam immer wieder zu mir zurück, um mir zwischen zwei Schlückchen lauwarmen Wassers anzuvertrauen, wieviel Freude er durch seine gewinnende Leutseligkeit dieser und jener Vertreterin des schönen Geschlechts wieder bereitet habe.

Ich litt schon beträchtlich unter dieser einseitigen Art der Konversation, die sich stets um entzündliche und von ihm geschonte oder — trotz zartester Behandlung von seiner Seite — in hellen Flammen sich verzehrende Frauenherzen drehte, als wir zufällig am dritten Nachmittag oben auf dem schattigen Plateau des Malbergs eine mir

bekannte Münchner Malerin mit ihrer älteren und belanglosen Schwester trafen.

Ich leugne nicht, das schöne, schlanke Mädchen mit den starken, goldblonden Zöpfen, die ihr wie eine Krone fest und stolz auf dem unter ihrer Schwere in reizender Nackenlinie leicht gebeugten Haupte lagen, hatte mir immer gefallen. Der Duft des Buchenwaldes, die müde hinhuschenden Lichter der Nachmittagssonne, eine mit lustigen Pointen gespickte Unterhaltung beim gemeinsam genossenen Tee taten ein übriges. Ich verliebte mich ein wenig in diesen so herrlich hinter weißen, geschlossenen Zähnen lachenden Frohsinn, in diese übermütige Jugend, die im sicheren Gefühl ihrer gesunden Kraft mit Welt und Menschen, mit Ruhm und Zukunft spielte. Und — um das gleich vorwegzunehmen — ich hätte ihr höchstwahrscheinlich noch in Ems einen verbindlichen Antrag gemacht, wenn sie mir nicht einige Tage später im Inhalatorium lachend erzählt hätte, wodurch ihre Emser Kur notwendig geworden. Auf einer Münchner Redoute nämlich habe sie ein sektbeschwipster Kollege — übrigens ein lieber Kerl — so häufig und heftig geküßt, daß er sie schließlich mit seinem gräßlichen

Schnupfen ansteckte. Diesen Schnupfen hatten dann ein paar planlose Schlittenpartien und tolle Skitouren mit ihrem Professor erheblich verschlimmert. Die Reste eines von diesen angenehmen Zerstreuungen zurückgebliebenen Rachenkatarrhs zu beseitigen, war sie nach Ems gekommen ... Ich habe dann später auf einer Ausstellung in der Wilhelmstraße in Wiesbaden sehr bunte Bilder von ihr gesehen, die mir den herben Schmerz des Verzichts erleichterten.

Doch das nur nebenbei. Jedenfalls damals beim gemütlichen Tee auf dem sommerlich prangenden Malberg ahnte ich weder, wie leicht sie küßte, noch, wie schwer sie malte. Und ich litt heftig unter der aufdringlichen Art, mit der Karl Egon auch hier schon den Sieger spielte. Aber noch mehr ärgerte mich seine gespreizte Großmut, als er im Treppenhaus der Bella Riva beim Gutenachtsagen zu mir äußerte:

„Verehrter Freund — du hast dir heute, wie mir scheint, ein wenig die Flügel versengt, was? Nicht leugnen! Ich sehe scharf in solchen Dingen. Aber mein Entschluß ist gefaßt: aus alter Kameradschaft werde ich verzichten."

„W a s wirst du?"

„Verzichten. Ich will sagen: ich werde nicht mit konkurrieren. Und — ohne mich geschmacklos rühmen zu wollen — ich wäre schließlich kein ganz ungefährlicher Konkurrent, nicht wahr? Eine stattliche Zahl von seltsamen Erlebnissen, die ich nicht berühren will ...“

„Aber du berührst sie doch in einem fort.“

„Pardon“ — Karl Egon wurde offiziell, ich glaube sogar, er nahm die Hacken zusammen — „das kannst du nicht sagen. Ich habe niemals eine Dame kompromittiert, die ... gütig zu mir war. Niemals!“

„Nein, weiß Gott, das hast du nicht!“

„Es freut mich,“ nickte er ernst, ohne meinen ironischen Ton zu hören, „freut mich, daß du mir dies eigentlich selbstverständliche Zeugnis gibst. Man ist schließlich in erster Linie ein Gentleman. Oder man ist es nicht. Ich bin's. Gute Nacht!“

„Es lebe die erste Linie! Gute Nacht!“

Am nächsten Morgen lief ich so früh zum Brunnen, daß ich seine Begleitung nicht zu befürchten brauchte. In dem Musiktempelchen vor dem Kursaal war außer dem dicken Posaunisten, der hier zu übernachten schien, noch kein Musiker. Von den Kurgästen liefen nur einige gallige

Menschenfeinde, das halbgeleerte Glas in der Hand, unter den Platanen an der Lahn entlang, wo eben die Bäcker und Obsthändler erst ihre leckeren Waren ausbreiteten. Auch der Regierungsassessor aus Hanau war schon da, den seine Hypochondrie stets als erster zu baden zwang, weil er fürchtete, daß sonst ein Unreinlicher, vielleicht gar ein Hautkranker, schon vor ihm die Wanne benutzt haben könnte.

Als ich meine zweiundeinhalb Glas gewissenhaft absolviert, auch den Choral und ein Potpourri aus der „Weißen Dame“ genossen hatte, beschloß ich, um ja Karl Egon nicht zu begegnen, drüben über der Lahn in dem Café an der nach dem Bahnhof ansteigenden Straße zu frühstücken.

Ich setzte mich also dort in die Morgensonne an ein sauber gedecktes Tischchen und bestellte einen Kaffee komplett mit zwei wachsweichen Eiern im Glas.

Ich hatte von der bedienenden Fee eigentlich nur die weißleuchtende Tändelschürze gesehen und war also sehr erstaunt, als sie nach Entgegennahme meiner Bestellung mich plötzlich mit einer verhaltenen Freude im Ton anredete: „Der Herr Doktor kennen mi wohl nit mehr —?“

Ich sah auf. „Was denn —? Ja, das ist ja ... die Resi, die Resi aus dem „Rodensteiner"!"

„Schon, schon." Und sie lachte breit und vergnügt, wie vor Jahren, wenn sie in Heidelberg den schäumenden Maßkrug vor mich hinsetzte mit ihrem immer ehrlichen „Wohl bekomm's!" Rundlicher war sie geworden — natürlich, es lag ja auch zehn Jahre zurück, daß ich am letzten „Ersten" mit ihr abrechnete — behäbiger, matronenhafter. Aber die lustigen Grübchen lagen noch links und rechts in den Wangen, und das kohlrabenschwarze Haarnest krönte noch — um keine Linie verändert — wie damals den rotbäckigen Kopf, der von zwei pfiffigen, dunklen Schelmenaugen belebt wurde.

Ich freute mich ehrlich. Meine ganze Jugend stieg herauf mit Kneipen und Mensuren, Examenschweiß und Jodoformgeruch, Pump und Landesvater.

Es war noch kein Gast im Garten außer mir. Die Resi mußte sich zu mir setzen und erzählen. Von Heidelberg war sie nach Stuttgart gekommen, dann auf eine Ausstellung in Frankfurt. Da war's nobel, aber das Geschäft blieb faul. Dann hatte sie ihre Glanzzeit im Münchner Café Luitpold gehabt. Aber weil sie — tempe-

ramentvoll, wie sie nun mal war, übrigens natürlich im Recht — „dös Wassermadel a bissel g'ohrfeigt" hatte, war sie entlassen worden. Im letzten Winter war sie in Berlin — drei große Kreuze zog sie umständlich in die Luft — und jetzt, jetzt war sie hier. Und freute sich. Und ich, wahrhaftig, ich freute mich auch. Und wir schüttelten uns wieder die Hände und lachten. Und dann mußt' ich ihr erzählen. Wie ich lebte und wo, und ob's richtig war, daß der kleine Heinzmann schon einen richtigen Orden hatte; und wieso der Lüttke mit den drei Durchziehern vor die Hunde gegangen. Und schließlich auch, warum ich eigentlich hier sei und mit wem.

„Wirklich bloß mit einem Mannsbild?" Sie glaubte es nicht und zwinkerte listig mit den Augen.

Aber ich schwur auf Bierehre. Das machte sie still und ernst. Denn die Bierehre war ihr eine heilige Sache.

Und ich erzählte ihr von Karl Egon, ohne ihn zu nennen, und mein ganzer seit Tagen mit dem Kränchen geschluckter Ärger sprudelte heiß heraus.

„Ha, so e Geck," mißbilligte die Resi, „mir sollt der anlaufen — i kenn ihn ja noch von

damals. I weiß scho, unter einer Geheimrats-
tochter tut der's net."

„Kaum, Resi. Aber daß ich's immer mit an-
hören muß."

„Sie sollten ihn halt a wenig frozzeln."

Das war ein Gedanke! Die Resi hatte recht.
Und wie man manchmal nur auf den rechten
Weg gesetzt zu werden braucht, um alle Trägheit
und Unlust zu vergessen und loszutosen wie ein
Wilder — so stand in diesem Augenblick der
ganze Plan einer ausgesuchten Rache an dem
Don Juan der Bella Riva vor meiner heiter
aufleuchtenden Seele.

„Resi, weiß der Deubel, du bist ein Pracht-
kerl — immer noch! Wenn das hier jetzt kein
öffentlicher Garten wäre . . ."

„Is ja kaa Katz net drin!"

Trotz der Richtigkeit dieser Behauptung ließ
ich Satz und Vorsatz ohne Folgerungen.

„Sag mal, Resi, du kannst doch schreiben?"

„Na, san S' so gut! Schau i aus wie a
Trottel?"

„Nein, nein — verzeih, es war eine dumme
Frage. Also hol dir mal rasch einen Bogen
Briefpapier und ein Kuvert —"

„Mit Firma? Oder mit Ansicht vom Lokal?"

„Um Gottes willen — nein! Aber du hast doch sicher ein paar schöne weiße Bogen — ganz weiße — für deine Privatkorrespondenz —?"

„Na, wissen S', mit der Privatkorrespondenz — da is' nit mehr weit her mit. Mer wird älter, net? Aber i hab scho noch so a paar — von früher . . ."

Sie eilte eifrig davon. Die fußfreien Röcke schwangen um ihre runden Hüften, wie damals.

Bis sie wiederkam, überlegte ich mir den Feldzugsplan. Mir sollt' er Ruhe verschaffen und ihm ein bißchen Strafe! Ja, das sollt' er, wahrhaftig! Und alle sollt' er ein bißchen miträchen an dem Preisrichter für englische Vorstehhunde. Alle. Die georgische Russin mit dem Kaviar und die Geheimratstochter mit dem Streuselkuchen und die Vizekönigin von Indien . . . Alle.

„Komm, Resi, setz dich. Hierher, ja. Und schreib, was ich dir diktiere."

„Dös gibt an Spaß," lachte sie schon in der Vorfreude und glättete mit ihrer sauberen, grübchenreichen Hand sorgfältig den Bogen. „Zwei Tauben sind oben ins Papier eingepreßt — schaun S' —, die wo sich schnäbeln tun."

„Das paßt großartig. Schreib, Resi! Also ..."

Ich diktierte und Resi schrieb. Dazwischen mußte sie mehrfach absetzen, um sich die Seite zu halten, dann, um sich ein Taschentuch in den Mund zu stopfen. Die Sache belustigte sie ungemein. Ich ließ aber keine Unterbrechung zu und blieb ernst und geschäftsmäßig bei der Sache. Erst als die Adresse geschrieben — „Herrn Fabrikdirektor Karl Egon Mayhoff, zurzeit Bella Riva dahier" — und der Brief frankiert war, durfte sie ihrer Heiterkeit die Zügel schießen lassen. Es war gut, daß gerade ein würdiges älteres Ehepaar eintrat und zwei Tassen Milch mit Zwieback bestellte. Ihren von Berufspflichten ungehemmten Fröhlichkeitsausbrüchen überlassen, hätte die Resi sonst am Ende ihre Prophezeiung wahr gemacht, die sie, nach Atem ringend, immer wieder hervorstieß: „Also — i platz — bestimmt, i platz!"

Resi war nicht geplatzt. Der Brief war von mir so eingesteckt, daß er mit der letzten Post ankommen mußte.

Ich fuhr am Mittag nach Nassau stieg zum Denkmal des Freiherrn vom Stein, aß im Tal gemütlich zu Nacht und fuhr spät erst mit dem letzten Zug nach Ems zurück.

Der Herr Direktor hätte am Abend mehrfach und dringlich nach mir gefragt, sagte der Portier. Ich konnte mir's denken.

Ob er nachsehen solle, ob der Herr Direktor schlafe? Nur nicht!

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück kam, saß Karl Egon schon vor einer vollen Tasse. Aber er rührte nichts an, trommelte mit nervösen Fingern auf den Tisch und spähte aus dem Fenster über die Lahn nach der katholischen Kirche, deren Backsteinbau immer noch erst zur kleineren Hälfte beworfen und gestrichen war. Neben ihm lag der Brief.

„Guten Morgen, Karl Egon. Schönes Wetter."

„Morgen. Ja. Die Sonne wird's gut meinen heute ..."

„Du hast schon Post?" Ich war verbrecherisch harmlos.

„Nein. Das kam schon gestern mit der Abendpost. Ich wollte eigentlich ... ich hatte vor — aber nein ..." Er steckte den Brief ein. „Das heißt, schließlich ... Ich begehe ja kaum eine Indiskretion. Und ich hatte neulich — ja, wie soll ich sagen, ich hatte flüchtig den Eindruck, daß du vielleicht ... Gott, es kann sich das ja nicht

jeder so vorstellen — — Es ist — wie soll ich's erklären — ist eine Art unglücklicher Disposition — diese ungewollte Wirkung auf Frauen ..."

„Ach — also wieder von zarter Hand?"

„Ja — das heißt ..." Er nahm den Brief wieder aus der Brusttasche, besah ihn, beroch ihn, zögerte und reichte ihn mir wie in starker Selbstüberwindung hinüber.

„Ich soll —?"

„Ich bitte darum. Du wirst sehen ... Mein Gott, es ist ein Beispiel ... vielleicht kein besonders imponierendes ... Aber selbst hier, wo ich mich doch so unauffällig bewege, nicht wahr ... Aber lies nur! Ich will nicht stören."

Und ich las. Resis etwas ungelenke Hand, der Krüge gewohnter als der Feder, paßte wirklich genau zu dem Inhalt. Nicht minder zu den Täubchen, die sich schnäbelten. Und während ich deutlich fühlte, wie Karl Egon mich, Gleichgültigkeit heuchelnd, mit mühsam gedämpftem Stolz beobachtete, erfreute ich mich noch einmal an meiner literarischen Arbeit und las:

„Lieber Herr! Meine Freundin hat Ihnen geschrieben ich weiß es aber sie dürfen kein Vertrauen auf sie haben! Sie liebt sie nicht und

ist überhaupt keine wahre Freundin! Sie haben mich neulich so lieb und freundlich angesehen und so nehm ich mir ein Herz zu ihnen zu schreiben. Ich bin kein schlechtes Mädchen, ich will ihnen alles sagen meine Freundin will mich nur unglücklich machen! Kommen Sie morgen um acht Uhr abends an die gedeckte Brücke! Wo die Esel stehen. Sein sie nun nicht böse mein Herr ich weiß sie sind gut und werden mich ein bißchen lieb haben denn sie haben mich neulich so lieb angesehen zweimal auf der Kurpromenade und in der Wandelhalle! nicht wahr sie kommen. Ihre Klara.

Nachschrift. Wenn viele Leute an der Brücke sind so sprechen sie mich nicht an, gehen sie dann nur auf die andere Lahnseite ich komme schon nach."

„Was sagst du —?" Er schmierte sich schon zum zweitenmal dasselbe Brötchen.

„Hm. Sehr merkwürdig. Das muß eine starke, eine zwingende Leidenschaft sein!"

„Ich fürchte fast auch."

„Wieso fürchten? Die Kleine ist gewiß sehr niedlich. Das heißt: Kennst du sie denn?"

„Keine Ahnung. Wie soll ich?"

„Aber da steht doch: du hast sie — wie heißt es? — Ja, hier: du hast sie so lieb und freundlich angesehen.“

„Mein Gott, „angesehen“ — ich sehe viele an!“

„Ja, du siehst viele an. Aber — lieb und freundlich? Des mußt du dich doch erinnern!“

„Wie soll ich? Ich glotze doch keiner Frau ins Gesicht, als ob ich sie massakrieren wollte, nicht wahr? Das ist ja eben das Fatale. Es muß etwas in meinem Blick liegen, vielleicht im Schnitt meiner Augen — etwas, etwas ...“

„Faszinierendes,“ nickte ich ernst. Und dachte: die Resi würde platzen.

„Vielleicht nennt man's am besten so.“

„Hm.“ Ich tat so, als ob ich dem seltenen Fall emsig nachdächte. „Jedenfalls kein Kurgast — ein Mädel aus dem Städtchen.“

„Gewiß. Einfacher Leute Kind. Aber —“

„Aber — gewiß reizend.“

„Eine Blondine.“

„Blondine — wieso?“

„Der Stil ist blond,“ sagte er kennerhaft und strich sich ein Hörnchen mit Honig.

„Aha — der Stil ist blond.“ Ich freute mich, daß ich einen blonden Stil leisten konnte. „Aber

sag mal, da steht: „Meine Freundin hat Ihnen geschrieben ...“ Hat dir denn eine andere dieser Tage geschrieben?“

„Ich entsinne mich nicht. Allerdings — vorgestern — ich hatte eine große Post ... Geschäftliches und — anderes. Vielleicht ...“

„Vielleicht ist was verloren gegangen? Ja. Oder — auch möglich: die Freundin wollte bloß schreiben. Und dann hat ihr der Mut gefehlt. So Mädels — nicht wahr? Aber, wenn ich mir's psychologisch erkläre — meine Kenntnisse sind ja bescheiden in solchen verzwickten Dingen —, so hat dieser Brief der Freundin — geschrieben oder nicht geschrieben — diesen Stein — ich meine: diesen Brief erst sozusagen ins Rollen gebracht.“

„Zweifellos, das hat er.“

„Und — du wirst hingehen? An die Brücke — wo die Esel stehen — um acht Uhr?“

Er lächelte. „Gott, es ist schließlich kein weiter Weg. Und dann — man läßt eine Dame nicht warten.“

„Nein, das tut man nicht.“

... Als wir am Nachmittag zusammen im Garten den Tee tranken, hatte Karl Egon einen

sehr eleganten schokoladefarbenen Anzug an, den ich noch nicht an ihm gesehen. Bei einem goldbeknopften Lordmayorstock lagen die mayonnaisegelben Handschuhe. In der locker geschlungenen salmfarbenen Foulardkrawatte steckte eine dicke Perle. Die Lackknopfstiefel spiegelten. Er war gerüstet.

„Ich bin mit der Malerin und ihrer Schwester verabredet. Wir wollen auf der Lindenbach zu Abend essen. Du kommst wohl nicht mit?" Ich sagte das harmlos, leichthin.

„Leider unmöglich" — er rührte nonchalant in seinem Tee und goß Rum zu — „du weißt doch — das kleine Rendezvous."

„Ah, richtig. Ist denn der Treffpunkt genau festgelegt?"

„Ganz genau. An der gedeckten Brücke."

„Diesseits oder jenseits?"

„Wo die Esel stehen."

„Das ist auf dem linken Ufer?"

„Ja. Es ist dort stiller."

„Und — was denkst du zu unternehmen?"

„Ça dépend."

„Ich verstehe. Primo vedere!"

Er nickte mit einem genüßlichen Lächeln. Wenn man ihm jetzt ein Spitzglas in die rechte Hand

gibt, dachte ich, so wird er sich erheben, auf die Zehen strecken und die Champagner-Arie singen.

Wir sprachen nicht viel mehr bei diesem Tee. Jeder war in seiner Art vergnügt.

Drei Tische von uns entfernt aß das Geheimratstöchterchen Streuselkuchen. Sie blickt gar nicht herüber. Vielleicht ahnte sie, daß ihre Chancen gesunken waren. Oder sie ahnte überhaupt nichts; auch nicht, daß sie eigentlich für Karl Egon schwärmte.

Auf dem Gang nach der Lindenbach war ich von einer ausgelassenen Fröhlichkeit, so daß die beiden Damen sich gut amüsierten. Meiner heiteren Stimmung tat es auch nicht den geringsten Abbruch, als plötzlich — kurz nach acht Uhr, als wir gerade einen Tisch belegt und unser Essen bestellt hatten — ein infamer Platzregen loslegte. Der Lordmayorstock mit dem goldenen Knopf wird ihm wenig Schutz gewähren, dachte ich, wenn er jetzt noch an der Brücke steht; und vergnügt, wie selten ein Mensch, der im Freien essen will, beim Platzregen, half ich den Damen bei der Flucht in die gedeckte Halle.

Nach meiner Heimkehr in die Bella Riva hörte ich nichts mehr von Karl Egon. Seine Lackstiefel

standen, reichlich mit Kot bespritzt, melancholisch die nassen Spitzen einander zukehrend, vor der Zimmertür. Ich schlief sehr gut und träumte die ganze Nacht, ich sei wieder ein kleiner Junge und ritte auf dem rotgesattelten Esel des wackeren Alten, der damals von meinem Schwager gratis gepinselt wurde, immerzu auf der Lahnbrücke hin und her. Immerzu auf der Brücke. Ich weiß nicht, ob ich's diesem hübsch durchrüttelnden Traumritt verdanke, daß mir die genossene Erdbeerbowle so gut bekam. Ich wachte froh und gestärkt auf.

Beim Frühstück war Karl Egon ernst und wortkarg. Auf eine kurze Frage, ob er den Abend angenehm verbracht, antwortete er nur: es sei eine Enttäuschung gewesen. Auch habe es stark geregnet. Dann sprach er von der Unsicherheit des Wetters in diesem Sommer und über die Unruhen in Persien und überließ es meinem Scharfsinn, festzustellen, ob seine Verschwiegenheit über sein Abenteuer in der erlebten Enttäuschung begründet sei oder in der Diskretion des Kavaliers.

Na, warte! dachte ich. Gleich nach dem Diner, als alle Kurgäste nach ärztlicher Verordnung der

wohlverdienten Ruhe pflogen, eilte ich ins Café und weckte die Resi, die hinten in der Laube, an die Mauer gelehnt, mit drei Servietten unter dem Kopf auf einer Bank schlafend saß.

„Grad hab' i von Ihna träumt," lachte sie vergnügt, sich den Schlaf aus den Augen reibend.

„So, von mir? Na, dann entschuldige, wenn ich dich aus so herrlichen Phantasien abberufe, liebe Resi, aber ich brauche deine Schreibtalente!"

„Ach — richtig! Ist er aufg'sessen?"

„Ich vermute. Aber seine Mitteilungen sind nicht erschöpfend. Er soll uns hören — stärker beschwören!"

„Wieso schwören —?" fragte Resi, die sich in Zitaten nicht gut auskannte. „Schwören — mach i net gern."

„Brauchst du auch nicht, Trost meiner Jünglingsjahre! Aber nun rasch — Feder, Tinte und Papier! Täubchenbogen, ja!"

Ich diktierte und sie schrieb. Und so entstand in fleißiger Zusammenarbeit — nur durch einen Herrn, der einen Kognak wünschte, für eine knappe Minute unterbrochen — dieser zweite Brief an Karl Egon, den Don Juan der Bella Riva.

„Lieber Herr! Ich habe leider nicht kommen gekonnt mein Vater ist nicht ins Bierhaus gegangen wie ich hoffte! Sein sie mir nur nicht böse! Montag habe ich den ganzen Mittag Zeit bis neun Uhr abend! Schreiben sie mir doch bitte hauptpostlagernd unter ‚K. M.' lieber Herr wo ich sie da treffen kann und wann! Wenn wieder Leute in der Nähe sind dann gehen sie voraus ich komme schon nach! Ich will nicht gesehen werden von Bekannten wenn ich aus Liebe einen Fehltritt thue! Ich bin kein schlechtes Mädchen und sie werden mich Lieb haben denn sie haben mich gar so lieb angesehen! nicht wahr sie schreiben mir.

Ewig Ihre Klara.

Ich habe leider gerade keine Marke, die Blume ist für sie aus unserm Garten, lieber Herr!"

... „Ach — döś is recht, gleich a Blumerl einlegen!" nickte Resi, als wir dies Postskriptum anhängten. Sie war fürs Sinnige.

Aus der Vase auf dem Tisch rupften wir eine nicht mehr ganz frische Kornblume und verschlossen sie in das unfrankierte Kuvert.

Schon beim Abendessen, das wir im Kurhaus einnahmen, reichte mir Karl Egon den Brief

über den Tisch. Er hatte eine „Kalte Ente" bestellt und war wieder ganz auf der Höhe.

„Ich weiß nicht, ob ich die Sache weiterführe —" äußerte er großartig.

Ich dachte: Du hast sie ja noch gar nicht angefangen. Aber ich sagte heuchlerisch: „Immerhin, es scheint ein liebes, anhängliches Mädchen ..."

„Lieb — gut. Anhänglich — kann unangenehm werden." Die überlegene Erfahrenheit sprach belehrend zu mir, der ich den begierigen Lauscher markierte. „Aber schließlich — so als lyrisches Intermezzo einer Kur ... Und dann: so ein Mädel, was hat das viel von seinem Leben, nicht? Man schafft ihr eine hübsche Erinnerung für die öde Ehe mit einem kleinen Beamten oder ..."

Vielleicht schafft sie dir auch Erinnerungen, dachte ich.

„Erinnerungen schaffen ist alles," philosophierte er weiter. „Erinnerung ist das Kapital derer, die kein Kapital haben. Übrigens ich hab' da mal ein gutes Wort gelesen. „Erinnerung heißt das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann." Ich glaube, Goethe hat es gesagt."

„Nein, Jean Paul. Aber das macht nichts; es ist doch richtig. Und wenn man so das ganze Leben gewissermaßen als eine große Gärtnerei auffaßt, dann hast du, lieber Karl Egon, an diesem Garten Eden recht fleißig gearbeitet. Und viele hübsche Frauen, die eine — nun sagen wir: die eine kleine Laubenkolonie in diesem Paradies im Dauerbesitz haben, müssen dir dafür dankbar sein."

Er lächelte geschmeichelt. „Ja, wenn man's so nimmt... Ich habe auch — ehrlich gesagt — noch nicht viel Undankbarkeit erfahren. Wenigstens von den — wenn man's, ohne mißverstanden zu werden, so nennen darf — von den Beschenkten selbst. Die männlichen Verwandten freilich — was nun so Väter, Brüder und Vettern sind, von den Gatten gar nicht zu reden — die haben oft eine von mir und Jean Paul wesentlich abweichende Ansicht über diese Dinge!"

„Die Kurzsichtigen!" tadelte ich und füllte unsere Gläser.

... Am nächsten Morgen zog ich früh auf die Post, den Brief zu holen, der dort unter K. M. lagern mußte. Der Schalterbeamte suchte auch gar nicht lange, er reichte mir sofort ein Kuvert, das Karl Egons steile Buchstaben aufwies.

Beim Frühstück las ich das Briefchen unter Assistenz Resis. Das brave Mädchen traf wieder Anstalten zu platzen, wurde aber teils durch energische Vorhaltungen meinerseits, teils durch berufliche Verpflichtungen vier Touristen gegenüber, die sehr verschwitzt schon vom Konkordiaturm kamen, davon zurückgehalten.

„Mein liebes Kind! Ich danke schön für Deine beiden Briefchen. Als Du gestern nicht kamst, dachte ich schon, Deine Liebe zu mir reue Dich. Das wäre recht schade. Also gehe heute mittag um vier Uhr auf der Chaussee nach Nassau zu. Ungefähr zwischen dem koscheren Restaurant und dem Hause „Wartburg“ — es ist ja so ungefähr das letzte — werde ich Dir entgegenkommen. Ich freue mich, Dich zu sehen. Laß Dir einstweilen das Mäulchen küssen von Deinem K. E.“

Sehr schön. Sanft temperierte Mischung von Gnade, Neugier und Verliebtheit. Die Promenade gut und harmlos gewählt.

Wie aber — wenn er nun an dem von ihm selbstgewählten Treffpunkt — der Brückenplatz, wo die Esel standen, hatte ihm offenbar mißfallen — abermals die nie gesehene Geliebte nicht traf? Dann war seine Langmut wohl zu Ende,

oder er witterte gar Verrat. Also galt es, ihn kräftiger zu fassen, ihm schleunigst „Erinnerungen“ zu schaffen.

Ich entwarf also — da Resi mit dem Servieren des Frühstücks viel zu tun hatte — auf die Rückseite einer zu irgendeiner sinnlosen Vereinsgründung auffordernden Drucksache einen neuen Brief, den er bekommen sollte, nachdem er heute abend umsonst die „Wartburg“ umkreist. Das Manuskript steckte ich dann der ob des neuen Auftrags beglückten Resi zu mit der Bitte, es sauber abzuschreiben auf einen Täubchenbogen und heute abend gegen zehn Uhr durch einen Boten in die Bella Riva zu schicken.

Die Sache funktionierte glänzend. Ich hatte mich rar gemacht den ganzen Tag und kam erst gegen zwölf Uhr nachts, nachdem ich im „Schützenhof“ noch ein paar Partien Billard gegen einen mich fortgesetzt ob meines zerstreuten Spiels beschimpfenden Kasseler Amtsrichter verloren, nach dem Hotel.

Auf meinem Nachttisch lag ein Zettel von Karl Egons Hand mit Bleistift geschrieben.

„Wenn Du vor Mitternacht nach Hause kommst, besuch' mich doch, bitte, noch auf meinem Zimmer!

K. E.“

Die Bombe war geplatzt. Ich legte mein Gesicht in besorgte Falten, begab mich nach Nr. 21 und klopfte.

Karl Egon rief „Herein!" Er hätte sich eigentlich erst vergewissern sollen, wer klopfte; denn er saß in Unterbeinkleidern auf dem Bettrand, die nackten Füße in roten Lederpantoffeln. Das kragenlose Hemd klaffte. Er war nicht schön und imponierend anzusehen, wie er so, ein beschriebenes Blatt, das ich kannte, in der Hand, wie Marius auf den Trümmern Karthagos hockte.

„Ist dir nicht wohl, Karl Egon?"

Karl Egon sandte als Antwort auf diese teilnehmende Frage zunächst nur einen kläglichen Blick nach mir hin.

„Wohl? Wohl — ist mir schon," sagte er dann langsam, als ob er erst nachprüfen müsse, „soweit meine Körperlichkeit in Betracht kommt. Aber seelisch ... Du, Gustav, mir ist da etwas passiert, das ... man lernt eben immerzu. Selbst wenn ..."

Ich ignorierte den Brief, den er mir, wie ich recht wohl merkte, zum Lesen hinhielt.

„Am Ende ist sie wieder nicht gekommen — an die Brücke?"

„Ich hatte für diesmal die „Wartburg" bestimmt."

„So hast du ihr geschrieben?"

„Leider. Sie sollte nach der „Wartburg" kommen."

„Aha — das letzte Haus des Bades? Na, und da war sie?"

„Nein. Da war sie nicht."

„Also — du hast sie überhaupt noch nicht gesehen?"

„Wie soll ich sie denn gesehen haben, wenn sie weder neulich an der Brücke noch heute an der „Wartburg" war?"

„Allerdings — wie sollst du? Und nun schreibt sie dir ... wieder Ausflüchte ...?"

„Das kann man auch nicht sagen. Nein, schlimmer, schlimmer, lies! Lies laut — damit ich höre, daß so was wirklich dasteht."

„Aber — wie denn? Das kam mit der Abendpost?"

„O nein — ein Junge hat's gebracht, sagt der Portier. So kurz nach elf Uhr. Aber lies, bitte — laut!"

Und ich las. Laut las ich's. Seit wir vor Jahren den „Wallenstein" mit verteilten Rollen

ins Klassenzimmer der Sekunda brüllten — wobei ich den Oktavio, die Thekla und einen der Mörder zu lesen hatte — hab' ich, glaub' ich, nicht mehr so ausdrucksvoll und mit schöner Betonung vorgetragen.

„Liebster Herr! Etwas schreckliches muß ich Ihnen schreiben. Mein Vater hat mich überrascht wie ich heut morgen Ihr herziges Briefchen zum gewiß zehnten mal durchlas und küßte. Ach ich bin ein so unglückliches Mädchen er hat es mir abgenommen und mich fast tot schlagen wollen, bis ich ihm Ihren Namen und Ihre Wohnung gesagt habe nun will er Ihnen aufpassen lieber Herr und sie durchhauen — sein Sie ein Paar Tage recht forsichtig lieber Herr biß sich seine Wut gelegt hat! Ich schreibe das zu meiner Tante 'zu der ich geflüchtet bin er wollte schon zu unserm Rentevuzplatz gehen aber die Mutter wo immer krank ist ist unmächtig geworden vor Schreck und da hat er zum Arzd laufen gemußt! Ach lieber Herr, wenn ich sie nur schützen könnt sein sie ja recht forsichtig er ist so wütend! Ich glaube ich halts auch nicht mehr lange aus hier im Haus dann komm ich zu Ihnen lieber Herr sie brauchen mich auch den

Vater nicht herausgeben, denn ich geh ja freiwillig! Sie werden gut sein zu mir lieber Herr denn sie haben mich gar so lieb angeschaut! Ich bin kein schlechtes Mädchen und sehr treu! Meine Freundin hat gesagt sie sind aus Berlin herum da hab ich Verwandte die eine Wirtschaft haben! Wenn sie wegmachen, können sie mich mitnehmen ich will sie sehr lieb haben! ich bin noch jung lieber Herr und nicht wahr auch nicht häßlich? sonst hätten sie mich nicht so gar lieb angesehen! Nehmen sie sich nur vor meinem Vater inacht! lieber Herr und vielleicht flüchte ich mich zu Ihnen lieber Herr! Wie lieb daß sie mir einen Kuß geschickt haben.

Ewig Ihre treue Klara.

Verzeihen sie das verwischte aber ich habe so weinen gemußt."

„Das ist seltsam," sagte ich, indem ich, Bekümmernis in meine Mienen legend, das Papier zurückgab.

„Seltsam? Das ist eine große Gemeinheit."

„Gemeinheit ist ein harter Ausdruck — das Mädchen liebt dich doch."

„Ach was, das Mädchen ist eine alberne Gans! Und wahrscheinlich noch obendrein häß-

lich wie die Nacht! Also, wenn ich könnte, wie ich wollte, ich führe jetzt mit beiden Händen dieser Person in ihre schwarzen Locken —"

„Ich denke, es ist eine Blondine?"

„Von mir aus hat sie rote Haare! Ich kenne sie doch gar nicht. Habe sie doch nie gesehen ..." Er weinte fast vor Ärger.

„Bloß — lieb angesehen hast du sie."

„In drei Teufels Namen" — er ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei ihm der eine rote Pantoffel unters Bett flog — „das mag ja sein. Aber gibt das dem Proleten von Vater ein Recht, mich verhauen zu wollen? Mich! Was denkt sich denn so ein Schuster...!"

„Ist es ein Schuster?" Mein Interesse an der Familie war echt.

„Ich weiß doch nicht! Vielleicht auch ein Bäcker. Oder ein Kaminkehrer oder ein Schmied."

„Bäcker — ginge. Aber Schmied wäre nicht angenehm. Schmiede besitzen meist erfreuliche Körperkräfte."

„Nicht angenehm? Ein Schneider wäre auch nicht angenehm und ein Briefträger auch nicht. Was der Mann auch ist — gesellschaftlich ebenbürtig ist er mir nicht."

„Das weißt du doch *auch* nicht. Vielleicht ist's ein verabschiedeter Offizier oder —"

„Die Tochter von einem verabschiedeten Major schreibt doch nicht „vorsichtig" vorn mit einem „f" und „Arzt" hinten mit einem „d"!"

„Da hast *du* wieder recht. Sie würde vielleicht auch ihre Mutter nicht „unmächtig", sondern „ohnmächtig" werden lassen."

„Na, also — da siehst du's. Nein, *sie* ist eine Gans, und *er* ist ein Kaffer."

„Das darfst du ihm aber nicht sagen!"

„Na, hoffentlich sag' ich ihm überhaupt nichts. Und — er *mir* nichts. Ich verzichte durchaus auf jede Aussprache."

Das konnte ich ihm nachfühlen, da der Vater der Blondine vielleicht ein Schmied war und ihn jedenfalls verhauen wollte.

In dieser Nacht hat Karl Egon kein Auge geschlossen. Wenigstens nach seinen Mitteilungen beim Frühstück am andern Morgen. Am Brunnen war er nicht gewesen. Er sah auch blaß aus, war nicht so sauber rasiert wie sonst, und die Krawatte war unsicherer geschlungen. Seiner ganzen Erscheinung fehlte etwas. Ich wußte es lange nicht, was es war. Dann, als er ein Ei öffnete

und nach seiner Gewohnheit daran roch, fiel es mir ein: das Sieghafte fehlte.

Das Ei war gut, aber er ließ es doch stehen. Trank statt dessen einen Kognak und bestellte davon ein halbes Fläschchen auf sein Zimmer.

„Das ist nicht kurgemäß," warnte ich.

„Ach was — kurgemäß! Meine Kur ist erledigt. Ich reise ab."

„Nanu!"

„Bitte, laß mich ausreden. Ems ist ein vortreffliches Bad für den Kehlkopf. Gut. Was hilft es mir aber, wenn ich meinen Kehlkopf kuriere — übrigens so schlimm ist es mit meinem Hals gar nicht — und mir so ein Prolet ein paar Rippen einschlägt."

„Aber —"

„Pardon, du sagtest selber, es kann ein Schmied sein. Und ich sage dir, es kann auch ein Müllkutscher sein oder ein Möbeltransporteur oder ein Schlosser. Kann."

Es war ersichtlich, daß seine Phantasie mit lauter Berufen operierte, die eine gute Muskulatur und erkleckliche Körperkräfte voraussetzten.

„Du wirst mich nicht für feige halten, nicht wahr? Ich würde einem Zweikampf nie aus

dem Wege gehen. Und wenn mich heute der Bruder oder Gatte einer Dame, zu der ich Beziehungen unterhalten, fordern wollte auf krumme Säbel — und ich sähe, daß er ein Hüne ist, und wüßte, daß er im Säbelfechten erste Preise ersiegt hat — egal, ich träte als Gentleman mit ihm an, gäbe meinen Oberarm und meine Temporalis verloren und hielte mich so gut ich kann. Ich würde ihn nicht mal auf Pistolen überstürzen!"

„Ich verstehe, du würdest einer kavaliermäßigen Erledigung niemals ausbiegen."

„Niemals. Aber du verstehst nicht ganz. Wenn du mich heute aufforderteſt, eine nächtliche Fahrt durch die ruppigsten Berliner Kaschemmen und Bouillonkeller zu machen — ich wäre dabei. Sehr möglich, ja wahrscheinlich, irgend so ein schwerer Junge in einer Caféklappe witterte in uns die edlere Rasse, regte sich an unserer schlecht verdeckten besseren Kinderstube auf, zöge seinen Schlagring und — die Prügelei ginge los. Schön. Wenn ich dann wirklich ein blaues Auge davontrüge oder einen Hautlappen, ein Knochensplitterchen oder so was Schönes — ja, lieber Freund, ich bliebe ein paar Tage zu Hause und kein Hahn krähte in der Dreimillionen-

stadt danach, was sich Karl Egon Mayhoff in der Kleinen Alexandrinenstraße oder in der Inselstraße für eine Beule geholt. Aber hier — du kannst links an der Lahn lang gehen — du kannst rechts an der Lahn lang gehen. Wo du gehst, wissen fünfzig anständige Leute, daß du da gegangen bist. Du kannst dich weder verkrümeln noch verbergen. Und wenn du leidlich gut aussiehst und das Unglück hast, mindestens einem Teil der Damen aufzufallen, so bist du am dritten Tag bekannter hier wie ein preußischer Prinz, der mal zu Fuß geht Unter den Linden."

„Na, na!"

„Bitte, ich halte jede Wette! Woher hat denn zum Beispiel die Gans meinen Namen gewußt, was? Und ganz richtig geschrieben, he? Vorgestellt hab' ich mich ihr doch nicht ..."

„Nein, du hast sie nur lieb angeschaut!"

„Hör' schon auf mit dem lieben Anschauen! Das hat sich diese krummbeinige Idiotin auch nur eingebildet. Egal. Ihr Vater ist ein Prolet — mindestens nicht satisfaktionsfähig."

„Das weißt du doch nicht."

„Na erlaube mal — glaubst du, ein Gentleman läuft mit einem Stock herum, einen anderen zu

verhauen? Oder droht auch nur damit?... Nein, der Kerl ist ein Prolet. Und bleibt's. Trifft er mich, dann haut er. Haut er, so hau' ich wieder. Hau' ich wieder, so haben wir die schönste Prügelei. Haben wir eine Prügelei, so weiß es drei Stunden später das ganze Bad. Und am nächsten Morgen steht's in Berliner Blättern. Ich danke!... Nun wäre" — er schaute unruhig nach der Saaltür, in der der Oberkellner mit einem wenig soignierten Herrn im Radlerkostüm verhandelte. Als sich dieser verzogen, vollendete Karl Egon „— es wäre noch eine Möglichkeit. Nämlich — man hat so seine Erfahrungen..."

„Ich zweifle nicht. Aber was meinst du —?"

„Nämlich die Sache kann auf eine Erpressung hinauslaufen. Der Kerl hat einen Brief von mir in der Hand — einen Brief an seine Tochter..."

„Ja, steht denn in dem Brief etwas dich schwer Belastendes?"

„Hm. Ich habe mir den Brief heute nacht mühsam rekonstruiert..."

Ich dachte, daß er das hätte einfacher haben können, da ich den Brief in meiner Brusttasche trug, als ich ihn um Mitternacht besuchte.

Karl Egon sah den Wölkchen seiner Zigarette sinnend nach. „Ich habe sie geduzt in dem Brief. Ich habe vermieden zu sagen, daß ich gar nicht weiß, wie sie aussieht. Das hätte sie doch kränken können, da sie sich durch meinen Blick ausgezeichnet fühlte."

„Immer galant!"

„Ich habe sie ja auch geküßt."

„Also doch."

„Was denn! Bloß brieflich habe ich sie geküßt. Immerhin — dieser Kuß konnte als Fortsetzung wirklicher Küsse gedeutet werden. Mit einem Wort: der Schein ist gegen mich. Darauf kann der Halunke bauen — gleichviel ob er prügeln oder erpressen will. Und nun — mißverstehe mich bitte nicht. Man hat — das ist meine Überzeugung — die Verpflichtungen seiner Persönlichkeit. Eine vornehme russische Dame hat — ich deutete es an — im Herzen mein Bild nach Astrachan mitgenommen. Für das Töchterchen eines Gelehrten, für die an einen kränkelnden alternden Mann geschmiedete stolze Westfälin, ja sogar für dieses Mädel, dem das Unglück einen Proleten zum Erzeuger gab, repräsentiere ich den Typ einer Männlichkeit, der

— vielleicht nur vorübergehend, vielleicht sogar unberechtigterweise — ihre Träume erfüllt; und der — sagen wir — mit den Erinnerungen an dieses Bad, diesen Sommer im Lahntal mit seinen Rosen und Nachtigallen, verbunden sein wird. Ich darf nicht erlauben, daß die Brutalität eines Mißverständnisses durch eine lächerliche turbulente Straßenszene dieses Bild zerstört. Ich weiß, was ich anderen und mir schulde. Diese Nacht hat es mir klargemacht."

„Aber, Karl Egon, du wirst doch nicht . . ."

„Ich werde. Energie ist die unerläßliche Eigenschaft eines Gentlemans. — Ober!" Dies letzte rief er so plötzlich und laut in den Saal, daß wohl ein Dutzend Köpfe von Tassen, Zeitungen, Handarbeiten erschreckt und erstaunt auffuhren.

„Ober —" er sprach das langsam und feierlich, eine leise Wehmut im Ton, als gebe er einen hochherzigen Entschluß kund, den er sich in schwerer Stunde für sein Volk abgerungen. „Ober, ich fahre mit dem Zwölfuhrzug heut nach Frankfurt. Bitte die Rechnung auf mein Zimmer und um halb zwölf Uhr einen Wagen. Einen ge—schlosse—nen Wagen!"

— — — — — — — — — — — — — — —



Ich hatte ihn auf die Bahn gebracht und noch gute Worte über die Frauen, die Liebe, die Vornehmheit der Gesinnung von ihm gehört.

Bei der Resi trank ich ernst und ein wenig beschämt meinen Kaffee.

Der Garten war voller Studenten, die von Marburg gekommen waren. Die jungen Herren in Couleur waren laut und fröhlich, und die Resi, das Brett voller Tassen und Likörgläser, den Kopf voller Bestellungen, war ganz in ihrem Element.

Als sie wieder solch volles Brett auf kräftigen Armen balancierend an mir vorbeikam, sagte ich bewundernd:

„Donnerwetter, Resi, Kraft hast du aber in deinen Armen!“

„Glaub's scho,“ lachte sie vergnügt, „mei Vatter selig is auch a Hufschmied g'wesen.“

Also doch —! dachte ich.

Und — so ist der Mensch — meine nicht wegzuleugnende Schuld an der Flucht des Don Juan der Bella Riva schien mir geringer, da ich zu meinem Erstaunen erfuhr, daß der Vater der Schreiberin wirklich ein Hufschmied gewesen.

Und ich schlürfte still meinen Benediktiner auf das fernere Liebesglück Karl Egons, der jetzt wohl gerade in Limburg den Wagen wechselte.

Die Marburger Studenten sangen: „Vivant omnes virgines . . .“

Draußen auf der Straße, hinter dem wilden Wein, kicherten Mädchenstimmen.

Wie mein Onkel Exzellenz aus dem Hofdienst schied

„Adi," sagte meine Mutter — sie kürzte meinen Namen Adolf so ab, später haben's auch andere getan, aber so nett hat's nie mehr geklungen. Also — „Adi," sagte meine Mutter, als ich eines Sonnabends gegen Mittag aus der Schule kam, „Adi, du wirst eine große Freude haben. Onkel Exzellenz ist heute hier — nicht bei uns, bei der Mutter des Fürsten im Grand Hotel. Er will dich über Sonntag mit nach Henningsau nehmen. Du sollst heute abend acht Uhr fünfundvierzig pünktlich am Zuge sein. Onkel Exzellenz muß erst noch die Fürstin Mutter an den Salonwagen bringen; sie fährt nach Meran zu einer Traubenkur. Dann erreicht er gerade noch euer Zügle nach Henningsau, an dem du mit deinem Köfferchen auf ihn warten sollst."

Ich warf meine Büchermappe vor Freude hoch in die Luft, unbekümmert darum, daß sich auch ein Arrestzettel darin befand, den ich eigentlich hätte unterschreiben lassen sollen. Aber dazu war

ja am Montag noch Zeit. Und ich machte also meinen Indianertanz erst um meine Mutter, dann um den Eßtisch und dann um die dicke alte Kathrine, die gerade, echauffiert wie immer, mit der Suppe kam.

Nach Henningsau mit Onkel Exzellenz — das war famos! Henningsau lag zwar um eine gute Stunde von unserer Stadt entfernt — aber welcher Unterschied! Bei uns — Fabrikschornsteine, korrekte, langweilige Geschäftsstraßen, Plätze mit Denkmälern von Schiller und solchen Leuten, die man sich übergesehen hat, weil sie überall herumstehen und immer eine Leier im Arm haben — und dort: die kleine Residenz, holprige Sträßchen, bergauf und bergab, blanke Häuserchen, wie aus der Spielzeugschachtel, „Spione" an den Fenstern, um den Fremden rechtzeitig zu sehen, der am Ende zu schlemmen in die Konditorei ging; Gärtchen davor, dick voll Rosen, wie Biedermeiersträuße, und hinter den letzten Häusern — das waren eigentlich bloß noch Scheunen — stundenweit über die Berge der liebe schattige Buchenwald, der jetzt wohl schon anfing, sich rot und gelb zu färben ... Wenn aber Wagen durch die Sträßchen ratterten, dann

waren es allemal Hofequipagen. Kutscher und Diener in Himmelblau, silberne Kokarden am wunderlich hohen Zylinder und silberne Fangschnüre um die wattierte linke Achsel. Denn der Fürst zu Henningen, Graf zu Michelbach, Herr zu Ötzdorf und Hubitz, Durchlaucht, dessen Residenzstadt bekanntlich Henningsau ist, hielt auf Ansehen und Etikette. Und manchmal fuhr er sogar mit vier Apfelschimmeln, kutschierte selbst, hatte eins seiner netten flachsblonden Mädel neben sich, das allen Menschen vergnügt zunickte, und zwei Lakaien mit Kokarden und Silberschnüren hinter sich, die die Arme verschränkt hatten und dreinschauten, als hätten sie eben Strychnin gefrühstückt.

Mein Onkel Exzellenz aber, eigentlich Wendelin Freiherr von Glutz-Glutzow, Oberst a. D., der Stolz der Familie, war des Fürsten Hofmarschall. Vor Jahren soll er der fidelste Leutnant in einem Reiterregiment am Rhein gewesen sein; ritt auch Rennen, bis er die Schränke voll Silberhumpen, Zigarettendosen und Sektkühlern hatte, wie ein Trödler, und beide Schlüsselbeine mehrfach gebrochen waren. Als Rittmeister heiratete er meiner Mutter jüngere und ein bißchen

törichte Schwester, die schon als Braut auf dem Briefpapier die siebenzackige Krone über dem Wappen der Glutz-Glutzow zeigte und die langweilige Familiengeschichte der Glutz-Glutzow von der Schlacht bei Mühlberg, die ihrem Ahnherrn den Adel eingebracht, über Malplaquet, Mollwitz, Roßbach, Aspern, Leipzig, Paris, Düppel, Königgrätz, Sedan und wieder Paris auswendig lernte. So gut auswendig lernte, daß der Verfasser des schlachtenreichen Buches, ein zuckerkranker Geheimrat in Berlin, der ihr bei der Hochzeit gegenübersaß, sich vor Verblüffung an einer Lachsgräte entsetzlich verschluckte und blaurot vom Husten auf ein Sofa gelegt werden mußte.

Tante Adele war sehr ehrgeizig. Und da sie als Gattin eines Obersten a. D. nicht die Rolle spielte, die ihren Fähigkeiten und ihrem Namen entsprach, so ruhte sie nicht, bis Onkel Wendelin eine ihr zusagende Staffel auf der gesellschaftlichen Leiter erklommen hatte. Er hatte durch einen Vetter, der dort als Bataillonskommandeur sich zum Sterben langweilte, wertvolle Verbindungen nach Henningsau. Es traf sich gut, daß gerade der alte Hofmarschall bei einer Fuchs-

jagd kopfüber in einem Rübenacker gelandet war und seinen achtundsechzig Jahren die anstrengenden Feste im Dienste des sportfrohen Fürsten nicht weiter zumuten wollte.

So wurde Onkel Wendelin Hofmarschall und Exzellenz; und Tante Adele hielt sich eine Woche in Berlin auf, um bei Benedikt froschgrüne Livreen für die Diener entwerfen und bei Liebmann in einer eigens für sie gefertigten Schwabacher Schrift Kärtchen drucken zu lassen: „Seine Exzellenz der Hofmarschall Oberst Wendelin von Glutz-Glutzow und Gemahlin bitten für . . . den . . . zum Souper im kleinen Kreise" . . . Groß konnten nämlich die Kreise in Henningsau überhaupt nicht sein. Sonst hätte man schon den Briefträger einladen müssen und den Nachtwächter.

Aber das Haus von Onkel Exzellenz war furchtbar gemütlich mit seinen langen niedrigen Zimmern, die Fenster nach beiden Seiten hatten und abends noch mit Stehlampen erleuchtet wurden. Und der Garten war im Sommer voll Blumen und jetzt wohl schon voll Obst. Und links vom Garten war ein uralter Stall, in dem vier Pferde standen, zwei ungarische Traber,

Onkels englische Fuchsstute und ein frommes Pony dunkler Abstammung, das Tante Adele zuweilen in einem Dogcart fuhr, wozu sie sehr verwegene Hüte trug und eine Peitsche mit Elfenbeingriff benutzte, die in der Mitte ein kleines Sonnenschirmdach aufwies. Und die Seide dieses in Henningsau vielbewunderten Peitschenschirms konnte ausgewechselt werden; die Farben jedesmal sinnreich zur Toilette von Tante Adele gestimmt.

Und ein Teich war da. Er roch zwar in der heißen Jahreszeit ein bißchen nach toten Fischen, aber zwischen den Wasserrosen lag ein kleines rotlackiertes Ruderboot, das „Exzelsior" hieß und mit dem man immer fünf kräftige Ruderschläge geradeaus fahren konnte, dann mußte man allerdings drehen, so daß man auch Arbeit und Spaß an der Fahrt hatte, wenn man am Steuer saß ... Und wenn's am Gartenpförtchen schellte, war's fast allemal ein Lakai „von oben". „Oben" war nämlich das Schloß, das entzückend auf einem Hügel lag zwischen lauter wehenden Birken. Und wenn der Fürst im Schloß war, wurde immer eine großmächtige Flagge aufgezogen, so daß jeder Bürger von Henningsau wußte: jetzt ist er oben und regiert.

Mich aber, wenn ich mal ein paar Tage zu Besuch nach Henningsau durfte, interessierte alles, die Blumen und das Obst und die Lakaien und der Teich und das Schloß und das Pony und die Fahne über den Birken und der Fürst, der immerzu regierte, ohne daß irgend etwas jemals anders wurde auf den neuntausendsechshundertsiebenundachtzig Quadratkilometern seines fruchtbar in die grünen Berge gebetteten Ländchens.

... Zehn Minuten vor der Abfahrtszeit stand ich an jenem denkwürdigen Samstagabend an dem Zug der Lokalbahn, die hier von der großen Linie in vielen Windungen wesentlich ins Gebirge und nach Henningsau abzweigte.

Ich sah in ihren blauen Blusen krumme Bäuerchen in die „Vierte" klettern, die mit leeren Körben vom Markte kamen. Fidele Kerle mit roten Köpfen darunter, die sich in einer Wirtschaft kräftig gestärkt hatten. Auch ein paar Bäuerinnen in den kurzen Röcken mit wulstiger Taille, wie man's im Henninger Ländchen nach alter Sitte noch trug, besonders wenn man die Fremden auf dem Markt als biedere Landbevölkerung ein bißchen hochnehmen wollte. Ich sah ein paar Schließkörbe in den Packwagen

schieben, den Stationsvorsteher wichtig umhergehen, versunken in die Betrachtung seiner neuen engen Diensthosen, in denen er sich gut vorkam. Sah ein paar Kleinkaufleute aus der Wallstraße in sehr kompletter Jagdausrüstung mit ihren mageren Hühnerhunden einsteigen. Sah ein feistes Schwein verladen, das ahnungsvoll sehr gegen diese Reise war.

Bloß meinen Onkel Exzellenz sah ich nicht.

Noch drei Minuten, noch zwei, noch eine ... Nichts von Onkel Exzellenz zu erspähen!

Und jetzt — der Stationsvorsteher konsultierte seine Uhr, verglich sie wohlgefällig mit der Uhr am Perron, hob wie ein Sieger den Signalstab ...

„Um Gottes willen, Herr Stationsvorsteher,“ wollt' ich rufen, „Onkel Exzellenz ist ja noch nicht da ...“

Aber da pustete die Lokomotive. Die angeheiterten Bauern in der „Vierten“ sangen, der Zigarrenhändler Klaus aus der Wallstraße spuckte aus dem Fenster, der krummbeinige Gepäckträger Nr. 3 rief „Weidmannsheil!“, das Schwein im Güterwagen quiekte entsetzlich, und das Zügle fuhr langsam und unerbittlich in den kühlen, rotgesäumten Abend.

In diesem Augenblick stand Onkel Exzellenz neben mir.

Er war krebsrot von der Eile, die ihm durch seine feierliche Aufmachung kaum erleichtert worden.

Er war in der reich mit Gold benähten Galastaatsuniform des Hofmarschalls, fünf funkelnde Orden auf der Brust und das weiße Johanniterkreuz darunter, den mit Schwanflaum besetzten Dreispitz, der nicht zum Aufsetzen berechnet und gebaut war, in der Hand, und die kniekahle Platte voller rund leuchtender Schweißperlen.

Hinter ihm stand, ein breites Lächeln im unrasierten Gesicht, mit Paletot und Ledertasche der selbständige städtische Dienstmann Nr. 21, der sonst an der Ecke der Eisenbahnstraße der Eitelkeit naiver Ankömmlinge durch das Angebot, ihre Stiefel zu putzen, schmeichelte.

„Zum Donnerwetter, Herr Stationsvorsteher," brüllte Onkel Exzellenz, während er mich flüchtig pantomimisch begrüßte, „was soll denn das heißen — der Zug nach Henningsau fährt ja schon 'raus . . . Rangiert der bloß?"

„Doch nicht, Exzellenz." Der Stationsvorsteher nahm die Beine in den neuen Hosen mili-

tärisch stramm zusammen und legte die Hand an die Mütze. „Es ist seine Abfahrtszeit ...“

„Nein, in drei Teufels Namen! Ihre verdammte Uhr geht falsch —“

Onkel Exzellenz zerrte seine schmale Taschenuhr wütend aus der Tiefe. „Es fehlen noch volle fünfundvierzig Sekunden ... Reden Sie nicht, sie fehlen! Meine Uhr geht nach der Schloßuhr in Henningsau und ist ein tadelloses Genfer Werk.“

Der selbständige städtische Dienstmann hatte bei dieser Wendung der Unterredung auch seine Uhr gezückt. Es war kein Genfer Werk, sah eher aus wie ein silberner Mainzer Frühstückskäse, den ein Schalk mit Uhrzeigern versehen hatte; aber es mußte ein sehr verläßliches Werk sein, denn er wagte den Onkel zu korrigieren. Und es kam mir vor, als ob es ihm Freude mache, dem Stationsvorsteher etwas am Zeuge zu flicken, als er, sich den Stiernacken wischend, durch die Zahnlücke pfiff: „Sogar siebenundvierzig Sekunden ...“

„Das ist doch nicht möglich ...“

Der Stationsvorsteher verglich wieder seine Uhr mit der Perronuhr. Und es erwies sich zu

seiner Verblüffung, daß allerdings der Zeiger noch nicht ganz auf der fünfundvierzigsten Minute nach acht stand.

Gerade verschwand der letzte Wagen, in dem das unfrohe Schwein fuhr, hinter dem roten Güterschuppen.

„Was heißt nicht möglich ...?!" Onkel Exzellenz tobte, so sehr es ihm die Enge seiner Galauniform, in der ihn Tante Adele nicht schlank genug sehen konnte, erlaubte. „Sie sehen ja selbst auf der Perronuhr ... Das ist eine unerhörte Wirtschaft! Der letzte Zug nach Henningsau ...! Und Sie wußten doch, daß ich Ihre Durchlaucht die Fürstin-Mutter auf dem Bahnsteig drei in den Wagen nach Meran zu verstauen hatte ... Und morgen früh um halb acht Uhr hab' ich Vortrag beim Fürsten vor dem Morgenritt ... Also ich verlange einen Extrazug!"

„Exzellenz — einen Extrazug?" Der Stationsvorsteher tat, als ob mein Onkel ein Erdbeben bestellt hätte oder einen Kometen mit sechs Schweifen.

Der aber ließ sich nicht irremachen. „Jawohl, einen Extrazug."

„So ist's recht! Und auf Kosten von der Bahnverwaltung natürlich," fügte der selbständige Dienstmann Nr. 21 hinzu, der sich als Anwalt der gerechten Sache fühlte.

Ich aber dachte mir, wie ich so den Stationsvorsteher in seinen neuen Hosen klein, unansehnlich und mürbe werden sah, daß es doch recht schön sein müsse, wenn ein Mensch Exzellenz ist und das Johanniterkreuz unter fünf Orden trägt, und statt des unnützen Beschwerdebuches, wie das ein gekränkter Reisender in Buckskin verlangt, gleich einen Extrazug beanspruchen kann.

Als ich noch so diesen größenwahnsinnigen Gedanken ausspann, gewahrte ich, daß unsere Gruppe sich ansehnlich vermehrt hatte. Zwei Männer standen bei dem selbständigen städtischen Dienstmann Nr. 21, dicht hinter meinem Onkel.

Auch sie schienen persönlich interessiert an dem Rechtsstreit und äußerten pantomimisch ihre erfreute Übereinstimmung mit der Forderung meines Onkels Exzellenz, die immer schwächer und weinerlicher von dem Stationsvorsteher bekämpft wurde.

Den einen der beiden, einen kleinen beweglichen Herrn, der ein grünes Hütchen auf sehr

viel hellblonden Haaren trug, mußte ich schon mal wo gesehen haben. Der andere war ein nicht gerade imponierender Kriegsmann, ein für militärische Verhältnisse recht wohlgenährter Einjähriger des in Henningsau garnisonierenden Bataillons.

„Wenn Herr Exzellenz gestatten wollen —"

Der Zivilist riß das grüne Hütchen von dem blonden Lockengebirge, als mein Onkel nach einer letzten energischen Forderung eines Extrazuges dem Stationsvorsteher den Rücken kehrte. „Wir wollen nämlich auch noch nach Henningsau heut abend — der Herr Einjährige Mendelstein und ich. Der Herr Einjährige hat morgen um sechs Uhr Schießen. Und ich muß um halb sieben den Herrn Bürgermeister rasieren und um dreiviertel sieben dem Herrn Amtsrichter den Bart schneiden. Immer Sonntags. Der Herr Amtsrichter kann nicht anders; aber er zahlt doppelten Tarif . . ."

Der Einjährige Mendelstein stand bloß stramm. Eine blaue runde Schachtel baumelte an seinem rechten Handschuh. Die Augen, von denen das linke etwas kleiner war als das rechte, hielt er wie hypnotisiert auf das Johanniterkreuz von Onkel Exzellenz geheftet. Er war sichtlich froh,

daß der Barbier für ihn redete, denn er hatte im Laufschritt den Bahnhof gestürmt und war noch ganz außer Atem.

Der Stationsvorsteher hatte es mit der Angst bekommen. Zehn Minuten später saßen wir im Extrazug. Onkel Exzellenz und ich und Herr Kützel, der Friseur aus Henningsau — „leider nicht Hoffriseur", wie er schalkhaft betonte, und der Einjährige Mendelstein, den Herr Kützel uns vorzustellen die Freundlichkeit hatte.

Als Herr Kützel — schon im Fahren — bemerkte, daß der Wagen nur erste Klasse hatte, wollte er die Notleine ziehen und aussteigen. Er befürchtete, die Differenz in Henningsau nachzahlen zu müssen.

Der Einjährige Mendelstein beruhigte ihn. Er habe auch nur ein Billett dritter Klasse; aber wenn die Bahn nur erste zur Verfügung stelle, so sei es juristisch einwandfrei, daß sie denselben Wagen benutzten, wie der Herr Hofmarschall, der vermutlich erste bezahlt habe.

Herr Kützel glaubte für die Erlaubnis der Mitfahrt die Unterhaltung bestreiten zu müssen. Er spendete der Kulanz des Stationsvorstehers Lob; vertrat die Ansicht, daß man überhaupt

Kunden gegenüber kulant sein müsse; und im Besitze eines Fahrscheines — wenn auch nur dritter Klasse — sei man eben doch Kunde der Bahn. Er verschloß sich allerdings der Befürchtung nicht, daß, wenn er und der Einjährige Mendelstein allein auf dem Perron herumgeirrt wären, der Stationschef keinen Extrazug bewilligt hätte. Das hätte sie dann gezwungen, in der Stadt zu übernachten, was sehr fatal gewesen, denn der „Hamburger Hof" sei sehr teuer, die „Stadt München" werde wegen Baufälligkeit gerade umgebaut, und der „König von England" habe Wanzen. Woran Herr Kützel die Frage knüpfte, ob mein Onkel süßes Blut habe und vielleicht durch den Hautgeruch auf Ungeziefer anlockend wirke.

Da sich mein Onkel Exzellenz hierzu nicht äußerte, führte der Gesprächige des weiteren aus, an seine Frau ginge nie ein Insekt; während er schon in mückenreichen Sommern ausschaue, als habe er eine gefährliche Hautkrankheit.

Der interessevollen Art, mit der mein Onkel Exzellenz durchs Fenster schweigend die hundertmal gesehene Landschaft musterte, entnahm ich, daß ihn das Blut des Herrn Kützel und seiner

Gattin wenig kümmerte, und daß er vorgezogen hätte, mit mir allein zu fahren.

Herr Kützel wechselte den Gesprächsstoff und fragte den Einjährigen Mendelstein, ob er auch finde, daß die Fürstin-Mutter so leidend aussehe. Magenkrank, möchte man sprechen. Man munkle, sie dürfe jetzt nur noch Geflügel essen. Tauben. Sie mache eine Taubenkur. Er wisse ja nicht, ob das wahr sei, aber ...

Der Einjährige Mendelstein wußte es auch nicht. Er fragte meinen Onkel, ob er ein paar Uniformknöpfe aufmachen dürfe, da ihm so heiß sei.

Onkel Exzellenz gab durch ein Kopfnicken die Erlaubnis und kündigte gleichzeitig, zu mir gewendet, an, daß er sich jetzt auf der Toilette umziehen werde. Die Uniform beenge ihn gräßlich, und der hohe Stoffkragen treibe ihm das Blut ins Hirn. Und da wir bei dunkler Nacht ankämen, niemand uns sähe und sein Haus ja nur zwei Minuten von der Station liege, so hätten die Herren wohl nichts dagegen, daß er sich's bequem mache.

Die Herren fanden das scharmant.

Während mein Onkel mit seinem Köfferchen auf die Toilette verschwand, zog Herr Kützel die

Stiefel aus, was nicht angenehm war. Auch nicht für das Auge, da seine linke große Zehe unfreundlich den stark abfärbenden Strumpf durchbrochen hatte.

Der Einjährige Mendelstein aber öffnete die runde blaue Schachtel. Er entnahm ihr dünne runde Scheiben eines seltsamen blasigen Gebäcks, das er „Mazzes" nannte und dessen Vortrefflichkeit und Bekömmlichkeit er lobte. Es seien eigentlich Osterkuchen, sagte er; aber seine Tante Rosalie Rubiner backe sie zu jeder Jahreszeit und ohne festliche Veranlassung.

Herr Kützel und ich kosteten dankend von den Mazzes, die mir zu schmecken schienen, wie wenn man die Zunge zum Fenster hinaushängt. Aber gesund mochten sie sein.

Onkel Exzellenz kam aus der Toilette, schweißtriefend von der Anstrengung des Umkleidens in dem engen Raum und mit einer Stirnbeule von einem Fall wider die Wandlampe beim Stiefelwechsel in einer Kurve. Er hatte Bastschuhe und ein etwas zerknittertes blau und weißes Pijama angelegt, über dessen linke Brustseite ausgelaufenes Eukalyptus-Zahnwasser blutrote Flecke gestreut hatte. Onkel Exzellenz bot den

verwirrenden Anblick eines Mannes, den ein Schwerverbrecher soeben im Schlafe zu ermorden versucht hat.

„Das verdammte Köfferchen geht nicht zu," schalt er, sich die Beule wischend. „Die Uniform ist dreimal so dick, wie das Pijama."

Dann warf er naserümpfend einen grollenden Blick auf die mangelhaften Strümpfe des Herrn Kützel.

Der Einjährige Mendelstein bot ihm mit gewinnendem Lächeln von den köstlichen Mazzes an und äußerte, es würde seiner Tante Rosalie Rubiner gewiß eine Ehre sein, wenn sie erfahre, daß auch der Herr Hofmarschall, Exzellenz, von den Osterkuchen gegessen.

Onkel Exzellenz verschmähte zunächst das leckere Gebäck mit der frostigen Bemerkung, er glaube, man müsse von Jugend auf an derartiges gewöhnt sein; was bei ihm nicht zutreffe.

Dann aber, als er uns dreie emsig knuspern und kauen sah, überkam auch ihn der alle Vorurteile bezwingende Hunger. Denn die Fürstin-Mutter, die er den Tag über krampfhaft unterhalten mußte, aß eigentlich nur halbsaure Weintrauben und hatte keineswegs daran gedacht, daß

andere Mägen im Verlauf von neun Stunden auch einmal konsistentere Nahrung heischen.

Gerade als Onkel Exzellenz einen der runden Kuchen dankend der blauen Schachtel der Tante Rosalie Rubiner entnommen hatte, gab's einen gewaltigen Ruck.

Der Extrazug hielt.

Der Bahnhof war merkwürdig hell. Herr Kützel konstatierte das erfreut, da er die fatalen engen Stiefel nicht erst wieder anzuziehen beabsichtigte und nicht in rostige Nägel treten wollte.

Aber was war das —?

Auf Rollen wurde von eifrigen Händen die feierliche, dreistufige, rotsammetne Treppe an den Salonwagen geschoben.

Der etwas schiefgewachsene Stationsvorsteher von Henningsau stand, frisch rasiert, die Linke am Degen, die weißbehandschuhte Rechte an der roten Mütze, stramm zur Seite. Zwei Bahnbeamte leuchteten beflissen mit hochgehaltenen Dienstlaternen ...

Verblüfft und geblendet stiegen wir aus ... und sahen — sahen — zu spät — Seine Durchlaucht den Fürsten.

Höchstselbst.



Mit dem baumlangen Kammerherrn und dem Adjutanten schlitterte er eilig vom „Fürstenzimmer" her über die Schienen des zweiten Geleises auf scharlachrotem Teppich auf uns zu.

Auf uns — —!

Voran mein Onkel im zerknitterten, „blut"-bespritzten Pijama, in der linken Hand sein unverschlossenes Köfferchen, aus dem die Galauniform quoll, in der rechten den runden Mazzen. Hinter ihm Herr Rützel, seine staubigen Stiefel in der Faust, und der Einjährige Mendelstein mit gelockertem Uniformrock, unterm Arm die offene blaue Schachtel mit Tante Rosaliens leckerem Ostergebäck. Ich aber als unglücklicher Letzter, der den entsetzten drei Herren, als sie des Fürsten ansichtig wurden, die Flucht ins Coupé zurück abschnitt . . .

„Tja . . . ," äußerte Durchlaucht und blieb mitten auf dem rotsammetnen Teppich, wie angewurzelt, stehen. Dabei riß er die wasserblauen Augen weit auf, als sehe er plötzlich in einer Fata Morgana die Türme von Damaskus.

Der Kammerherr rieb sich mit dem linken Lackschuh die rechte Wade; und der Adjutant

stopfte sich seinen Handschuh in den Mund, um nicht loszuprusten.

„Tja," äußerte Durchlaucht noch einmal, „ist denn noch Karneval, was — oder? Mir wird ins Schloß ein Extrazug gemeldet ... Kann doch nur Durchlaucht Frau Mutter sein, die sich anders entschlossen hat ... Tja, entschließt sich oft anders. Und nun ... diese ... tja, diese Maskerade! ..."

Und plötzlich ganz dicht an meinen Onkel herantretend und nach flüchtigem Blick über seinen Nachtanzug das weißleuchtende Ostergebäck gewahrend: „Tja — und, Exzellenz, wollen Sie mir vielleicht erklären, was ist denn d a s?"

„Mazzes, Durchlaucht," stammelte mein Onkel, während das Gebäck der Tante Rosalie Rubiner zwischen die Bastschuhe fiel.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Audienz am nächsten Morgen hat n i c h t stattgefunden.

Onkel Exzellenz kam sehr geknickt aus dem Schloß.

„Durchlaucht war schon ausgeritten," sagte er mit einem kläglichen Blick zur Gattin, „und ließ danken."

Um zwölf Uhr klingelte es an der Gartenpforte.

Ein Lakai mit einem Handschreiben.

Beim Mittagessen weinte Tante Adele.

Sie sagte, die Welt sei schlecht. Der Stationsvorsteher in meiner Vaterstadt sei ein Idiot und ein Verbrecher. Er verdiene füsiliert zu werden.

Am Abend gab mir Onkel Exzellenz einen Brief mit an meine Mutter. Ob sie eine hübsche Villa in unserer Nähe wisse, stand darin. Vielleicht mit Stall und Garten.

Er scheide nämlich demnächst aus dem Hofdienst. Man hänge da von zu viel Launen und Zufälligkeiten ab. Von seltsamer Gesellschaft, in die einen der Teufel gebracht. Von fadem Gebäck und blödsinnigen Bahnbeamten.

Die Eiserne Jungfrau

Auf einem Bücherkarren am Ufer hatte ich am Morgen ein Buch aufgestöbert. Druckort war Rudolstadt. Eine Jahreszahl zeigte sein Druckjahr nicht an; aber wenn es so alt war, wie es roch und aussah, hätte es aus meines Urgroßvaters ererbter Bibliothek sein können.

Das Buch handelte von der Folter und den Hexenprozessen. Es war von einem Entrüsteten geschrieben, der vielleicht selbst noch die letzten dumm-grausamen Beispiele des Hexenwahns erlebt hatte und von einer empörenden Gründlichkeit im Erzählen war.

Trotzdem ließ mich das Buch nicht los. Ich stolperte den ganzen Nachmittag durch das schlechte altertümliche Deutsch seiner sechshundert Seiten und war geladen mit Ingrimm über die Albernheit der Hexenrichter, die Niedertracht der Inquisitoren und die Roheit der Büttel und Henker, als mich Freund Erwin, wie oft um die Teestunde, besuchte.

Er kam mir ganz recht. Ich mußte meine Verachtung für die Verruchtheit vergangener Geschlechter los werden und überschüttete ihn mit eben gelesenen Mitteilungen über die Hexenprozesse in Ulm, Erfurt und der Steiermark, über Autodafés in Spanien und die Hexenbulle Innozenz' VIII., Torquemada und den Kardinal Adrian Florencio.

Erwin hörte mir mit der ruhigen Aufmerksamkeit eines wohlerzogenen jungen Mannes zu, der vor kurzem eine Rente von zwölftausend Mark geerbt und mithin das Recht, ja die Pflicht hat, sich für vieles zu interessieren, aber über nichts sich in einer gesundheitsschädlichen Weise aufzuregen.

Nur als ich die Einrichtung einer Folterkammer des sechzehnten Jahrhunderts schilderte, von der, aus Bier, Salz, Hechtgalle, Kimmel, Brotkrumen und gestoßenen Knochen verbrannter Hexen bereiteten Hexensuppe, von der Feuerfolter, der Beinschraube und dem „Spanischen Esel" sprach, rückte er etwas unruhiger auf seinem Stuhl hin und her, rührte heftiger in seiner Tasse und goß sich mehr Rum in den Tee, als sonst.

Ich glaubte auch seine Entrüstung erwacht und ein Echo meiner, wie ich zugab, verspäteten Anklagen in seiner Brust zu finden, und ging deshalb zum scheußlichsten Instrument entmenschter Advokaten des Himmels über, der „Eisernen Jungfrau", die ich in beredten Worten die schrecklichsten Künste ihres heimlichen Gerichts üben ließ. Im Anschluß daran sprach ich meine tiefe Verwunderung aus, daß die Menschheit, die doch Plato und Seneca, die Apostel und Anachoreten hatte über die Erde gehen sehen, so spät erst in vortrefflichen Männern wie Weyer, Friedrich von Spee, Balthasar Bekker die Kraft und Einsicht fand, dem blutigen Unsinn wirksam entgegenzutreten.

Ich glaube, ich habe sehr gut gesprochen. Denn wenn man mich läßt, entzünde ich mich an mir selbst; und meine Rede gewinnt, wie ich selber nicht ohne Befriedigung fühle, an Eindringlichkeit und Wucht. Gleichviel ob mein Publikum, vielhundertköpfig, den Atem haltend, einen überhitzten Saal füllt, oder ob ein einziger, gut angezogener Gentleman, in einer Teetasse rührend, auf einem Sofa mir gegenüber sitzt.

Übrigens auch ein in dieser Beziehung anspruchsvollerer Redner wäre mit Erwins wohl-

disziplinierter Art, sachliche Mitteilungen, empörte Anklagen und rhetorisch gebändigte Wutausbrüche entgegenzunehmen, durchaus zufrieden gewesen.

Er hörte mir aufmerksam zu, blies den Rauch seiner schlanken Ägypterin gedankenvoll vor sich hin, während ich mich entrüstete, und klappte mit dem Papiermesser im Takt auf sein Bein, was, wie ich weiß, immer ein Zeichen tiefster Nachdenklichkeit bei ihm zu sein pflegt. Er war ganz Ohr.

Als ich mit meinen Erwägungen zu Ende war, entzündete er sich bedächtig eine neue Zigarette an dem glimmenden Stümpfchen der alten, betrachtete wohlgefällig seine blanken, gepflegten Nägel und meinte:

„Darf ich nun auch mal was sagen? Ja? Schön. Siehst du, ich — wie ich nun mal bin — ich bin ja auch nicht unfroh, daß mir, was ich auch etwa anstelle oder welcher Schandtat ich jemals verdächtig werde, Prügel mit der Karbatsche, Ausspannen auf der Leiter, Hängen an Kloben mit schweren Gewichten an den Füßen, und all solche schöne Sachen erspart bleiben. Ich bin ein komischer Kerl, aber ich habe es nicht gern. Auch wäre mir von allen Jungfrauen die

sogenannte „Eiserne" zweifellos die peinlichste und unsympathischste. Meine Vorliebe für das andere Geschlecht hat schließlich mal ihre Grenzen.

Auch meine Überzeugung, daß die alten Ägypter schon mit schöner Sachkenntnis die Folter angewandt haben und die Chinesen sie seit Ewigkeiten kennen, vermag nicht mein kulturhistorisches Interesse zu dem heißen Wunsch zu entflammen, selbst mal die Empfindungen eines Menschen nachzuprüfen, der sich von unhöflichen Henkersknechten in ihre Mysterien einweihen ließ. Ich habe überhaupt nichts übrig für solche forcierte Übungen, bei denen einem gegen seinen Willen und Vorsatz die Glieder in irgendwelcher Richtung gerissen, gedehnt oder verrenkt werden.

Hierin stehe ich also ganz auf deinem Standpunkt: ich bin froh, daß die angeborene Grausamkeit und Bestialität der Menschheit allmählich etwas eingeschränkt wurde. Habe auch, wie ich beschämt gestehe, einigen Grund, doppelt froh zu sein, da ich am linken Schienbein einen erbsengroßen Leberfleck mit herumtrage, also zweifellos von den überschlauen Inquisitoren sofort wäre als Hexenmeister schlimmster Sorte erkannt und verbrannt worden, wenn ich nicht zur Reinigungs-

probe ein Stück glühendes Eisen hätte umhertragen oder über glühende Kohlen einen Spaziergang hätte machen dürfen.

Nach all solchen Dingen sehnt sich mein Herz nicht.

Ich bin zufrieden damit, daß ich persönlich weiß, daß ich nicht imstande bin, einer gescheckten Kuh die Milch wegzuhexen oder in der lustigen Walpurgisnacht auf einem schwarzen Bock durch die Luft zu reiten. Und ich bin durchaus nicht lüstern, meine Hand in siedendes Wasser zu halten oder, die Daumen an die großen Zehen gebunden, mich ins Wasser werfen zu lassen, um per aquam frigidam einer dumm glotzenden Herde von Perücken tragenden Eseln und niederträchtigen Blutknechten zu beweisen, daß ich zu keinem der Ober- und Unterteufel geheime Beziehungen unterhalte und die höllische Majestät selbst weder als schwarzen, übelriechenden Kater kenne, noch als schöne Schwäbin, wie jener verliebte Rat, der sich auf seiner Fahrt zum Reichstage von seiner Fahrtgenossin überreden ließ, mit Blut seine Seele dem Satan zu verschreiben.

Aber, siehst du, ganz losgeworden, mein' ich, sind wir die Folter nun doch nicht. Wir ver-

urteilen uns einfach selbst dazu, wenigstens zu ihren milderen Graden; vielleicht auch aus ererbter übler Angewohnheit. Und wenn wirklich jedes Vergnügen nur ein angenehm fühlbarer „Mangel an Leid" ist, wie die Philosophen behaupten, so sind wir modernen Menschen einfach Selbstpeiniger und Flagellanten der schlimmsten Sorte. Indem wir uns freiwillig unter die Gesetze der Konvention beugen, übernehmen wir selbst das Amt des robusten Folterknechts und versetzen uns mitleidslos bei vollem Bewußtsein in quälende und peinigende Zustände.

Nicht widersprechen! — ich bin noch nicht fertig. Das beste ist immer ein Beispiel. Also, paß auf. Du siehst in mir einen jungen Mann von angenehmem Äußern, in den besten Jahren, wie die Schadchen sagen würden, einen Mann, der in der Wahl seiner Eltern leidlich vorsichtig war. Ich bin gesund und gradgewachsen, kein Adonis, aber dank meinem Schneider und Friseur ein leidlich hübscher Kerl. Ich habe zirka zweihundert französische Romane gelesen und ein paar ernsthafte Bücher, Nietzsche, Haeckel, Lombroso, was man so braucht. Die Klassiker kenn' ich noch von der Schule. Von allen neuen

Theaterstücken seh' ich mir die an, die die Zeitungen übereinstimmend loben, und auch jene anderen, die die Zeitungen übereinstimmend „reißen". Ich spiele ein bißchen Klavier, spreche drei Sprachen leidlich — Deutsch am besten und am unvorsichtigsten — singe, wenn ich gereizt werde, und spiele einen gefürchteten Skat, ohne grob zu werden, wenn ich verliere. Ich habe als Student im ersten Semester die zwei üblichen Dramen geschrieben, „Konradin" in Jamben und die „Päpstin Johanna" in Trochäen, tanze erträglich Walzer, auch links herum, bin auch in modernen Tänzen erfahren und habe eine Markensammlung von etwa fünfzehnhundert Nummern. Mit einem Wort, ich bin ein angenehmer Normalmensch, nicht? Besondere Merkmale: keine. Zugegeben.

Jetzt sag' mir, was zwingt diesen angenehmen Normalmenschen, sich selbst zu peinigen, sich selbst Torturen aufzuerlegen, die ihn quälen, zwicken, martern, die ihn Zeit, Geduld, Nerven, Schlaf kosten?

Mach, bitte, kein so erschrecktes Gesicht! Glaub' nur nicht, daß ich nachts unter einem dunklen Brückenbogen auf begüterte Passanten

lauere oder in einem Verbrecherkeller mit verzücktem Gesicht Opium rauche. Nein, scheinbar benehme ich mich ganz normal; scheinbar tue ich, was alle tun; scheinbar übe ich, was mir und anderen unsäglichen Scherz bereitet.

Aber im Grunde bereitet das alles niemand Scherz. Es ist nur eine vielleicht etwas gelindere, jedenfalls aber eine modernere Form der „Daumschraube", der „Leiter", der „Römischen Folter", des „Spanischen Kragens".

Ach, Kragen — siehst du, um damit anzufangen. Jetzt in zwei Stunden habe ich das Vergnügen, mich umzuziehen. Warum? Ich bin eingeladen von Leuten, die ich hochschätze, die ich liebe, ohne die ich nicht leben kann? Gott bewahre! Von einem alten Ehepaar, das für diesen feierlichen Abend einmal seinen Geiz und ewigen Zank beiseite läßt und Turteltäubchen spielt und Flottheit simuliert, um mir das Glück der Ehe recht verlockend erscheinen zu lassen. Denn es ist eine Tochter da, Aurelie — ich hab' den Namen nie leiden können. Später davon ...

Also, ich ziehe mich um. Ich ziehe lackierte Stiefel an, die mich drücken, einen Frack, der mich nicht kleidet und den jeder Lohndiener, der

heute abend den Salm herumserviert, mit mir teilt. Ich knüpfe mir einen Kragen um; Hochdoppelumlegekragen, das Monstrum, das immer noch Mode ist. Seitdem ich solche Kragen trage, bin ich dreimal so oft mit einer Halsentzündung gesegnet, als früher.

Kaum hab' ich ihn festgeknöpft, so geht das Schuhband auf. Das ist immer so. Du weißt, was das heißt, sich in solchen Kragen bücken! Genug!

Ich bin fertig, lasse eine Droschke holen, setze mich hinein. Drei Häuser weit bin ich gefahren, da fällt mir ein, daß ich meinen Hausschlüssel auf dem Pult habe liegen lassen. Und meine Brieftasche. Gustav, der Diener, hat natürlich schon alles gelesen, bis ich atemlos hinaufkomme. Er ist orientiert, wo ich morgen mittag sein werde, und wie ewig, wie unaussprechlich mich die kleine Nelly liebt. Immer gegen Ende des Monats wird ihre Liebe heftiger. Ich weiß das, er auch.

Ich sitze wieder im Wagen, heiß, atemlos, überzeugt, daß ich mich erkältet habe.

Ich will die Handschuhe anziehen — natürlich zwei Linke!

Das wäre an sich nicht so schauderhaft, wenn ich nicht bombenfest voraus wüßte, daß ich morgen abend genau so in einer kalten Droschke sitzen werde mit — zwei Rechten. Das sind auch Torturen.

Wir sind da. Der Kutscher kann mein Fünfmarkstück nicht wechseln; auf meinen Rat schwankt er, wie ein betrunkener Matrose, in die nächste Kneipe, um dort zu versuchen.

Ich stehe auf der Straße. Ein feiner Fadenregen verdirbt mir langsam, aber sicher den Zylinder.

Endlich kommt er zurück. Man hat ihm auch dort nicht wechseln können. Das ist natürlich gelogen, aber nicht zu beweisen. Ich lasse ihm also das Fünfmarkstück, was vier Mark zwanzig Pfennig Trinkgeld bedeutet. Er scheint zufrieden.

Oben verläuft die Feier ganz, wie ich mir gedacht. Es riecht bereits im Korridor nach Blumenkohl, den ich nicht essen kann, und von dem sich meine sämtlichen Bekannten, wie unter gemeinsamer Zwangsvorstellung leidend, einbilden, er sei meine Leibspeise.

Außer mir ist nur der Assessor da, ein Neffe der Hausfrau, der mir in jedem Gespräch seine Beamtenqualität zu fühlen gibt und beim Nach-

hauseweg sich in mir führt, wobei er ein eigenes Talent hat, mich in den Rinnstein zu dirigieren.

Die Hausfrau kann sich noch immer nicht entschließen, von der Jugend auch in der Toilette Abschied zu nehmen. Sie trägt Farben, die mir in den Augen weh tun. Der Vater der Familie verbreitet eine Atmosphäre von Despotismus, Langeweile und schlechtem Tabak um sich, die mir auf die Nerven fällt. Aber er ist mit meinem Vater zur Schule gegangen und läßt mich nicht los.

Die Tochter —? Was sag' ich von ihr: „Unrecht nicht ihr zu tun und mir nicht weh?" Sie ist außerordentlich häuslich, sagt die Mutter; künstlerisch veranlagt, sagt der Vater; ein bedeutender Charakter, sagt der Assessor; und zum Sterben langweilig, sag' ich. Sie malt Teller, häkelt Schlummerrollen, singt Schubert, deklamiert Baumbach, hat rote Hände und eine kleine kräftige Hallelujanase. Bei Tische redet sie nichts, wird aber bei jeder Bemerkung, die ich mache, so feuerrot, als ob ich ihr leise Scherze aus dem Casanova oder der Lebensgeschichte des Marquis de Sade erzählte.

Der Wein bei Tisch — Pontet Canet steht auf der Etikette — war jedenfalls schon schlecht,

ehe er so infam nach dem Stopfen schmeckte. Aber ich muß ihn trinken. Man „weiß", daß ich Pontet Canet über alles liebe. Der Hausherr füllt mich gewaltsam mit dem sauren Rotwein, der nach dem Stopfen schmeckt. Aber ich fürchte, es wird nachher den Niersteiner geben, der sein Stolz ist. Der Gedanke ist nicht auszudenken.

Der Assessor ißt für drei und redet, bevor er gesättigt ist, nichts. Zunächst fällt die Unterhaltung mir allein zur Last. Ich rede von der Oper, von der Südpolexpedition, von den traurigen Vorkommnissen auf dem Schlachthof.

Der erste Gang ist vorüber. Ich glaube, es war Seezunge. Ich rede von einer Reise ins Riesengebirge und habe, eh' ich's hindern kann, eine ganze Gebirgsformation von dem verhaßten Blumenkohl auf dem Teller.

Der Assessor ist satt und spricht über die naturgemäße Lebensweise. Er empfiehlt mir, Strümpfe erst anzuziehen, wenn ich ausgehe, und morgens den Oberkörper dreimal unbekleidet aus dem Fenster zu beugen zur Atemgymnastik.

Ich mache ihm klar, daß ein solches Verfahren mich der Nachbarschaft mißliebig machen könnte;



ziehe mir aber eine scharfe Rüge zu, weil ich offenbar zu spät aufstehe.

Der alte Herr erzählt Schulerlebnisse, die er angeblich mit meinem Vater gemeinsam hat, und die er mir heute gerade zum fünfundzwanzigsten Male mitteilt. Die Geschichten stehen meist schon im Schülerkalender von 1878 und im kleinen Plötz.

Er lacht, daß mir die Ohren gellen, und zwingt mich, auf meinen Vater, auf sämtliche Professoren in Schulpforta, auf den Pedell und seine Frau und einige tote Mitschüler schlechten Pontet Canet zu trinken.

Zum Pudding, der hauptsächlich aus Stärkemehl hergestellt zu sein scheint, gibt's eine Himbeersauce von einer Süße, daß alle Zähne schmerzen.

„Aurelie hat sie selbst gemacht," sagt die Mutter stolz.

Der kleine Sohn der Familie, August, sechs Jahre alt, darf Gute Nacht sagen.

Ich nehme ihn, wie der Folterkodex vorschreibt, auf den Schoß, nenne ihn einen „süßen Bengel" und flöße ihm schlau und niederträchtig den Rest meiner Himbeersauce ein.

Er erweist sich dafür dankbar, indem er mir wider das Schienbein tritt, mir eine Berlocke von der Uhrkette reißt — „er spielt so gern," sagt die Mutter — mir das Vorhemd mit seinen nicht einwandfreien Fingern ruiniert — „er hat Sie gern," sagt der Vater — und mir den nassen Stöpsel der Pontet-Canet-Flasche in den Kragen steckt — „er ist so zutraulich," sagt der Assessor.

„Mahlzeit."

Blumenkohl und Himbeersauce sind die wesentlichen Bestandteile der Mahlzeit, mit der mein armer Magen kämpft. Man reicht Kaffee — „türkischen," lobt der Vater. Die Vorliebe der Türken für dies Getränk, das nach sächsischer Zichorie schmeckt, ist nicht recht zu begreifen.

Ich entdecke mit Schmerz, wie ein Stereoskop und siebzehn Familienbilder vom Klavier genommen werden. Ich ahne das Furchtbare: Aurelie wird singen.

Schon singt sie: „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden —". Sie singt immer „Räsäten", das hält sie für feiner vermutlich; aber mich stört's. Das wenige, was ich von der Botanik weiß, soll so bleiben. Ich höre diese

„Räsäten" zum elften oder zwölften Male von ihr. Es geht mir wie mit dem Blumenkohl: die „Räsäten" gelten als mein Lieblingslied. Man scheint mich für einen überzeugten Vegetarianer zu halten.

Es kommt schlimmer. Auch der Assessor singt. Wie sagt Beaumarchais? C'est qui est trop bête pour être dit, on le chante. Er hat viel gegessen, das hindert die Entfaltung seiner gewaltigen Stimmittel etwas. Aber sein Kopf schwillt wie ein roter Ballon aus seinem zu engen Kragen. Ich muß immer denken, daß ihn der Schlag rühren könnte. Ich müßte ihn dann natürlich nach Hause fahren ...

„Nur am Rhein, da will ich leben ..." quetscht der Assessor. Ach, wenn er doch nur am Rhein lebte! Ich würde ihm an der Spree ein dankbares Andenken bewahren.

Aurelie muß die von ihr gemalten Teller zeigen. Zwiebelmuster mit Rokokoblümchen gemischt. Scheußlich. Ich lobe mit vollen Backen und rede von der Königlichen Porzellanmanufaktur, der „leider solche Muster noch fehlen".

Beim Zurückgeben fällt mir immer der kostbare Teller — unbemalt fünfzehn Pfennig bei

Wertheim; bemalt unverkäuflich — auf den Boden. Das kostet mich morgen natürlich einen Venezianischen als entschuldigende Gegendedikation.

Es ist unerträglich heiß im Zimmer. Die Hausfrau bespricht sich leise mit mir über die zunehmende Unmoral auf der Bühne. Sie hat neulich ein Stück gesehen, das im — das im — das im — nein, sie kann's nicht sagen, wo das spielte. Der Assessor nimmt mich mit ins Nebenzimmer und sagt mir: es spiele im Schlafzimmer und heiße „Die Dame von Max Imm" oder so was. Er meint vermutlich „La dame de chez Maxime".

Endlich um elf Uhr — ich habe Kopfweh von der Hitze, dem Gesang und den noch schlechteren Zigarren — darf ich mich erheben.

Ich schwöre, daß es reizend war. Der Assessor bestätigt, daß das immer hier so sei.

Der alte Herr beteuert mir, ich gehöre ja fast zur Familie, und erzählt mir rasch auf dem zugigen Korridor noch eine Schulgeschichte, die er erlebt haben will, und die in Wahrheit schon in Ecksteins Humoresken steht.

Unterwegs entdeckt mir der Assessor sein Herz. Er liebt Aurelie und beschwört mich, zu verzichten.

Ich verzichte.

Er findet es notwendig, daß man diesen Verzicht sofort in einer „Bar“ feiere, bekommt dort Streit mit einem Ungarn, bei dem mir ein heißer Punsch in die Weste gegossen wird. Außerdem geben mir zwei Herren ihre Karten.

Die Adressen, die daraufstehen, sind in ganz Berlin unauffindbar ...

Siehst Du, mein Lieber, das sind so moderne Foltern, die wir täglich seufzend, schimpfend, fluchend und doch immer wieder den Nacken duckend, auf uns nehmen. Schließlich, wer weiß, folgt auf alle diese „Daumschrauben“, „Spanische Stiefel“ und „Römische Kragen“ doch noch die „Eiserne Jungfrau“. Wer weiß, wenn der Assessor nicht wäre, der Unrecht von mir abwendet, eines Abends küßte mich die alte Dame mit dem vielfarbigen Kleid auf die Wangen, und der alte Herr mit dem schlechten Tabakgeruch küßte mich ebenfalls auf beide Wangen; und sie behaupteten übereinstimmend, ich hätte mich soeben feierlich mit Fräulein Aurelie verlobt. Und ich wäre imstande, nicht zu widersprechen.

Was ist da nun viel anders geworden seit den Zeiten, da Meister Hans mit Umsicht seines

Amtes waltete? Man erpreßt heute noch die Geständnisse von Leuten, die eigentlich nichts zu gestehen haben und die sehr töricht sind, wenn sie gestehen. Nur, daß man die Folterwerkzeuge ein wenig unter Blumen verbirgt. Aber der Effekt, der Effekt, mein Lieber, ist ganz derselbe. Und nun addio, ich muß den Frack anziehen ..."

— — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Abend bekam ich einen Brief von Eugen. Seine Schriftzüge waren nicht so ruhig wie sonst und liefen etwas undisziplinierl ineinander. Auch schien er zunächst ein Haar in der Feder gehabt zu haben, das denn auf der dritten Seite — in einem Klecks — zurückblieb. Also schrieb Eugen:

„Geliebter Freund! Sie hat mich, die Eiserne Jungfrau. Ich habe mich gestern mit Aurelie verlobt. Ich bin viel geküßt worden von der alten Dame, die mich sehr geläufig „lieber Sohn" nennt, von dem alten Herrn, der mir vor und nach der Zeremonie jovial auf die Schulter haut. Auch vom Assessor, der verzichtet hat und nicht nachträgt, aber doch zur Familie gehört. Auch Aurelie hat mich geküßt. Sie hat's gewußt, sagt sie, daß alles so kommt.

Ich auch, du wirst mir's bestätigen.

Man hat vielfach — sagtest du nicht so, als du von den Ketzerverfolgungen sprachst — gerade die sanftesten Menschen, gewissermaßen die Wehrlosesten, zu Opfern auserseheen. Und hat sie gefoltert. Zweck der Folter war immer das Geständnis.

Das Geständnis habe ich abgelegt. In einer Fensternische, nach reichlichem Pontet Canet. Man hat mir alles erleichtert, das muß ich zugeben — den Gang in die Fensternische, das erlösende Wort. Alles. Ich habe sogar eigentlich nur gesagt: „Fräulein Aurelie, ich hätte Ihnen etwas zu sagen . . .“ Worauf sie: „Ich weiß schon — du Lieber —“ Und dann küßte sie mich. Verschämt tut sie das und mit geschlossenen Augen. Die alte Dame hat dabei die Augen weit offen und macht so etwas wie eine Opernszene daraus.

Schilt mich nicht, lieber Freund! Männer wie ich, verloben sich eigentlich nicht; sie werden geheiratet. Geheiratet von einer ganzen Familie. Der Assessor hat schon gesagt, daß er, wenn ich erlaube, Freitags stets bei uns essen wird. Ich habe gesagt, daß ich mich freue.

Du wirst mir etwas zur Hochzeit schenken wollen, wie ich Dich kenne. Ich hätte da einen Wunsch, der Dir die Wahl vielleicht erleichtert. Schenke mir den alten Schmöker, den Du gestern auf dem Karren am Ufer gekauft hast. Ich habe so ein dunkles Gefühl, als hätte er — und Dein liebenswürdiger Kommentar beim Tee — mein Schicksal besiegelt. Ich empfand das Vergleichsmäßige. Ich sah die Unentrinnbarkeit mit einem gewissen wohligen Schauder ein. Ich weiß nicht, ob Du's bemerkt hast, daß ich wohlig schauderte; aber es war so.

Vielleicht — wenn Aurelie gestattet und die Familie; der Assessor hat schon sehr weitläufige Festprogramme entworfen — hole ich mir in den nächsten Tagen selbst Deine Glückwünsche und das Buch.

Lege, bitte, ein Buchzeichen an die Stelle, wo die „Eiserne Jungfrau" beschrieben ist.

Nun muß ich Blumen kaufen für Aurelie.

Ich grüße Dich!

Erwin.

Das Kohlenstäubchen

Irgendwo an einer Station, von der ich nur noch im Vorüberhuschen die Toiletten verschwinden sah, war er in mein Coupé gestiegen.

Ich hatte mich ein bißchen warm geschlafen; und als ich aufwachte, stand er am offenen Fenster. Stand kerzengerade und korrekt; die Hacken zusammengenommen, den massiven Oberkörper leicht vorgeneigt, und grüßte mit dem schwarzen Filzhut irgend jemand, der vermutlich auf dem Perron stand und mit dem Tuch wehte.

Ich hatte Verständnis für den Gefühlswert der Zeremonie; aber mir zog es auf den Kopf, und meine Stirn war ein wenig feucht geworden bei dem Nickerchen, das ich mir — nach dem Diner im Speisewagen — geleistet hatte. Ich wischte mir die Stirn und dachte: sein Abschiedsweh wird sich beruhigen, und er wird das Fenster hochziehen.

Keines von beiden geschah.

Der Zug raste durch eine Kurve. Ein kurzer Tunnel warf uns den niedergedrückten Rauch

der Lokomotive in grauen Schwaden ins Coupé. Ich hustete. Er stand kerzengerade und korrekt, die Hacken zusammengenommen, am offenen Fenster und schaute in der Richtung, in der der nun wohl längst von der geliebten Person verlassene Perron lag. Die Zugluft spielte mit seinem blonden Vollbart; warf ihn bald links wie eine kleine goldene Welle über die Kragenspitze, bald ordnete sie ihn rechts neben das robuste Kinn, wie ein glitzerndes Kissen. Er putzte seinen Kneifer, steckte ihn ein, gähnte und nahm von mir keine Notiz.

„Sie erlauben ..." sagte ich, denn es mußte etwas geschehen. „Sie erlauben — ich bin etwas erkältet."

Er sah mich an, als ob er mich eben erst entdeckte, obschon er doch zweifellos beim Kommen über meine Beine hatte steigen müssen, während ich schlief.

„Ich habe da nichts zu erlauben." Es war eine Art Zurechtweisung, die er mir erteilte.

Ich ärgerte mich, weil er recht hatte. Mein Satz war unglücklich gebaut; er hatte wirklich nicht zu erlauben, daß ich erkältet war.

„Ich wollte sagen: es zieht," sagte ich und setzte meinen Hut auf.

„Wenn Sie das sagen wollen, so befinden Sie sich in einem Irrtum."

Er stand kerzengerade und korrekt, die Hacken zusammengenommen, machte keine Miene, das Fenster zu schließen und sah immer noch nach der Richtung des Perrons, auf dem vermutlich die von ihm geschätzte Person gestanden und mit dem Tuch geweht hatte.

„Aber ich empfinde den Zug, mein Herr!"

Ich wurde etwas gereizt. Und immer, wenn ich gereizt bin, spreche ich — das ärgert mich selbst — als ob ich aus dem Kleinen Plötz übersetze.

Er übersetzte auch aus dem Kleinen Plötz. „Es ist nicht möglich, mein Herr, daß Sie den Zug empfinden, da er nicht existiert. Die Tür zum Gang ist geschlossen, und nur das Fenster ist auf."

„Nur das Fenster!" Ich versuchte boshafte Ironie in meinen Ton zu legen.

„Nur das Fenster!" echote er kühl.

„Wir haben aber März!"

„Den zweiundzwanzigsten. Gestern war Frühlingsanfang."

„Im Kalender!"

„Natürlich nicht im Kochbuch.“

Er hatte wieder recht, der impertinente Kerl. Und behielt es, als er hinzufügte:

„Goethes Todestag.“

Literarisch gebildet war er auch! Das ärgerte mich erst recht. Diese partielle Bildung bei ausgemachten Flegeln ist direkt widerwärtig, dacht' ich. Und überdies: was hat Goethes Tod vor bald hundert Jahren damit zu tun, daß es heute in diesem D-Zug zieht? Höchstens liegt darin eine Mahnung: auch Goethe ist gestorben, so ein gesunder Mensch. Vielleicht an einer Erkältung. Sein letztes Wort war: „Mehr Licht!“ aber gewiß nicht: „Mehr Zug!“ ...

Also so blöde Sachen flitzten mir durchs Gehirn.

Ich fühlte, daß ich erregt wurde. Meine Mutter zählte dann immer irgend etwas, ehe sie redete. Zählte die Tassen auf dem Tisch oder die Röschen an der Tapete oder die Mücken auf dem Streuselkuchen. Was sollte ich hier zählen? Die vorbeisausenden Telegraphenstangen?

Ich versuchte es; aber wie eine feindliche Fahne wehte im Fensterrahmen immer sein blonder Vollbart dazwischen.

„Wenn Sie das Fenster nicht schließen, mein Herr, werde ich es tun."

Er hatte sich gesetzt, streckte seine Beine aus und sah prüfend an ihnen hinunter, als ob sie ihm länger vorkämen, als gestern. Sein Ton blieb höflich, beiläufig, und er sah gar nicht auf von seinen interessanten Beinen, als er bemerkte:

„Ich glaube nicht, daß Sie das tun werden. Sie haben kein Recht dazu."

„Ich? Kein Recht? Da möcht' ich denn doch . . ."

„Daß Sie möchten, ist möglich. Aber Sie dürfen das Fenster nur auf der Windseite schließen. Hier ist nicht die Windseite. Wir haben Ostwind. Unser Weg" — er befragte interessiert einen kleinen goldenen Kompaß, der neben ein paar Hirschkranen an seiner Uhrkette baumelte — „Unser Weg geht von Süden nach Norden, mit einer kleinen Neigung nach Nordnordwest . . ."

Ich hatte auch eine kleine Neigung. Nämlich die, den Kerl aus dem Fenster zu werfen. In der Richtung Nordnordwest oder in einer andern, gleichviel.

Meine gute Erziehung hinderte mich daran. So sagte ich nur:

„Ich habe körperliches Unbehagen von dieser kühlen Zugluft."

„Das bedaure ich" — er sagte wirklich: das bedaure ich; aber es klang, als ob er sagte: hol Sie der Teufel! oder: nehmen Sie Lysol! Und er fügte hinzu, indem er sich rostrote Handschuhe anzog, die nicht mehr ganz neu und in den Nähten etwas geplatzt waren: „Sie sind gewiß in Ihrer Jugend verzärtelt worden. Das ist bedauerlich für Sie — aber andere Menschen dürfen nicht darunter leiden. Ich meinerseits würde körperliches Unbehagen bis zur Üblichkeit empfinden, wenn ich bei diesem prachtvollen Frühlingswetter in einem geschlossenen Kasten —"

„Heute nacht um zwei Uhr hatten wir einen halben Grad Wärme, mein Herr!"

„Wenn Sie allerdings gewohnt sind, des Nachts erst um zwei Uhr nach Hause zu kommen, dann brauchen Sie sich nicht zu wundern, wenn Sie am Tag nach Frühlingsanfang noch frösteln!"

„Es ist nicht meine Gewohnheit, um zwei Uhr nachts nach Hause zu kommen. Aber gestern ..."

„O bitte, die Intimitäten Ihres Privatlebens interessieren mich nicht.“ Er glaubte diese Behauptung noch dadurch unterstützen zu müssen, daß er einen Engelhornband hervorzog und, ohne eine bestimmte Seite zu suchen, mitten darin zu lesen begann.

„Und wenn ich darauf bestehe . . .“

„Pardon, auf was?“ Er sah mit einem verlorenen Blick von seinem Buche auf, als mache es ihm große Schwierigkeit, sich unseres letzten Gesprächsstoffs zu entsinnen.

„Das Fenster —!“ Ich würgte vor Wut.

„Ah — Sie sind immer noch bei dem Fenster!? Ich habe Ihnen schon gesagt: Sie sind im Unrecht. Ich bin Jurist, bitte. Das genügt wohl!“ Und als ob er mich vollends vernichten wollte, wiederholte er, seinen Vollbart mit der Linken streichelnd: „Das genügt wohl: ich bin Jurist.“

Jurist war er auch noch!

Ich habe ein besonderes Faible für Juristen, da ich seit anderthalb Jahren einen Bauprozeß führe, dessen Schriftsätze bereits umfangreicher sind, als die sämtlichen Romane Walter Scotts zusammengenommen, sich aber nicht so angenehm lesen.

Ich stellte ostentativ den Kragen hoch, zog meine Reisedecke bis zum Kinn und hustete so andauernd, bis ich den Hustenreiz wirklich erzwungen hatte.

Er antwortete mit Gegendemonstrationen; und schien beweisen zu wollen, wie wohl die Frühlingsluft allen gesund und bieder lebenden Leuten tut, die *vor* zwei Uhr nachts nach Hause kommen. Er öffnete seinen Paletot, atmete tief und wohlig und wechselte schließlich seinen Platz, setzte sich ans Fenster in die Windrichtung, so daß er auf *meiner* Seite nur durch einen leeren Platz von mir getrennt, neben mir saß.

So ging die angenehme Fahrt eine Weile.

Ich hatte nichts zu lesen, bloß mich zu ärgern. Mir kam vor, der Zug raste wie besessen.

Draußen flogen kleine weiße Dörfchen vorbei, aus denen die roten Kirchturmspitzen den niedrig hängenden Wolken kieks machten. Die Wälder lagen grau und verschlafen auf den Hügeln. Es roch nach Mist aus den Äckern. Das geschieht dem Kerl am Fenster recht, dacht' ich!

Jetzt nahm er eine silberbeschlagene Zigarrentasche heraus.

Ich freute mich schon auf den Moment, da er abknipsen, anstecken und rauchen würde. Dann

wollte ich, mit einer großen Geste auf das Schild an der Wand deutend, sagen:

„Pardon, mein Herr — ich bin zwar kein Jurist — leider! — aber wir fahren Nichtraucher! Bitte, zu bemerken: Nichtraucher!" Wollt' ich sagen. Und ich dachte das „leider" — nach dem „Juristen" — auch das „Nichtraucher" so infam maliziös zu betonen, daß er sich aus dem Fenster stürzen mußte.

Mußte!

Aber — was war das? Er zählte die Zigarren in der Tasche; zählte sie von links nach rechts und wieder von rechts nach links — nahm eine heraus, roch daran und steckte sie wieder ein. Dann verwahrte er das Ledergehäuse liebevoll wieder in der Brusttasche und sah — als ob er meine Gedanken erraten hätte — flüchtig nach mir, dann auf das Schildchen an der Wand, auf dem „Nichtraucher" zu lesen war, und lächelte.

Für eines Atems Dauer — Allmacht, und der Mann wäre eine Leiche gewesen!

Immer noch lächelnd näherte er den Kopf dem Fenster, ließ den Wind mit seinen Haaren spielen — eine widerliche Farbe, dacht ich, kein

Blond und auch kein Brünett — badete ordentlich in Luft ... nahm den Kneifer ab, um auch den Augen die Wohltat dieses lenzigen Luftbades zu gönnen und — —

Ja, und — das war seltsam!

Wie von der Tarantel gestochen fuhr er plötzlich in die Höhe auf seinem Sitz, ließ den Zwicker fallen, griff sich nach dem linken Auge, rieb es, hielt es zu, suchte mit der Rechten das Taschentuch und nahm — mir abgekehrt — die schwierigsten Prozeduren an dem linken Auge vor. Dabei trat er, was ich nicht ungern bemerkte, auf seinen Kneifer, erst mit dem linken, dann mit dem rechten Fuß. Es knackte zweimal.

Ein Kohlenstäubchen! dacht' ich. Ein Kohlenstäubchen ins Auge.

Es war einer meiner frommsten Lebensmomente, als ich das mit Sicherheit konstatierte. Also es gibt so etwas wie ausgleichende Gerechtigkeit, dacht' ich. Alle Schuld rächt sich auf Erden — in der „Braut von Messina" stand das. Oder in der „Ahnfrau"? Gleichviel wo es stand; es war richtig, und das war die Hauptsache!

Der Schaffner kam, um die Billette zu sehen. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß der

Schaffner stets kommt, wenn irgendeiner der Reisenden ihn gar nicht brauchen kann und zu allen Teufeln wünscht.

„Mir ist da was ins Auge geflogen..." stöhnte mein Fahrtgenosse und reichte dem Beamten, halb blind, wie er war, erst ein Pferdebahnbillett aus Lüneburg und dann die Quittung eines Schuhbasars in Itzehoe hin.

Beides prüfte der Schaffner sorgfältig und lehnte es dann ab. Bis der Fahrgast, immer mit der rechten Hand das Taschentuch ins tränende Auge pressend, mit der Linken in allen Taschen das Billett gesucht hatte, tröstete ihn der Beamte:

„Ja, ja, das kommt nu oft vor bei uns. Des is nämlich Kohle, ja. Aus de Lokomotive, ja. Kommt nämlich durchs offene Fenster —"

Hier hatte ich die Malice, ihn zu unterbrechen:

„Woher kommt das nämlich?"

„Durch offene Fenster, ja. Vorigen Monat hatten wir 'ne Russin mit nach Basel, die hatte so'n Auge davon —" er umriß mit seinen Händen einen kräftigen Blumenkohl in der Luft — „tja, das hatte sie nu weg. Und denn haben se

ihr noch die Juwelen gestohlen, während daß sie sich in die Toilette nämlich den Geschwulst gekühlt hat."

Nach diesen tröstlichen Worten wandte sich der Schaffner und wollte das Abteil verlassen. Aber mein Fahrtgenosse hielt ihn am Uniformschoße fest:

„Könnten Sie vielleicht einmal ein bißchen in meinem Auge nachsehen, lieber Mann..."

Der liebe Mann war bereit, ein bißchen nachzusehen und streckte ein paar kohlschwarze, rissige Gigantenhände nach dem betränten Gesicht des Patienten aus.

„Ich habe mir's anders überlegt — danke vielmals" — sagte der Erschreckte und ließ sich resigniert auf den Sitz mir gegenüber fallen. Er fuhr nicht mehr am Fenster in der Windrichtung. Obschon es Frühling war, zweiundzwanzigster März und Goethes Todestag.

„Wie lange fahren wir noch bis Berlin?"

„Anderthalb Stunden. Aber wir halten nicht mehr."

Mit diesen Worten verschwand der Schaffner.

„Wenn wenigstens ein Arzt im Zuge wäre!"

Mein Gegenüber stöhnte das vor sich hin, während er das Taschentuch von dem zugekniffenen

Auge nahm und die rollenden Tränen aus dem Bart wischte.

Ich ließ eine feierliche Minute verstreichen, dann sagte ich: „Ich bin Arzt, mein Herr."

„W a s sind Sie . . .? Arzt?" Eine verhaltene, eine unsichere Freude lag in dem Ton.

„Allerdings," sagte ich, „das heißt . . ."

„Dann könnten S i e vielleicht . . . ich meine, Sie könnten die große Güte haben . . ."

„Ich wollte nur sagen: es ist durchaus nicht gefährlich, was Sie da haben. Bloß recht unbequem und etwas schmerzhaft."

„Sehr — sehr schmerzhaft!"

„Zugegeben. Sehr. Aber als Mediziner kann ich Ihnen sagen: jeder Arzt entfernt Ihnen den kleinen Fremdkörper, der unter dem oberen Augenlied sitzt und die Netzhaut reizt, ohne Schwierigkeiten."

„Ich bin überzeugt. Danke sehr. Aber —"

„In zwei Stunden sind wir in Berlin."

„O Gottogottogott! In zwei Stunden — zweimal sechzig Minuten erst. Was für ein Tag!"

„Der zweiundzwanzigste März. Goethes Todestag —" half ich aus.



„Danke, ich weiß —" sagte er kleinlaut. „Ich meine —"

„Gestern war Frühlingsanfang."

Die Konversation schien ihn wenig zu ergötzen. Er kniff nun auch das andere, das gesunde Auge zu und stotterte nach einer Weile:

„Mein Herr, ich weiß nicht, ob ... ich denke fast ... Sie sagten doch, daß Sie selber Arzt sind und — — ich meine, wäre es da nicht möglich ..."

„Ich praktiziere nicht mehr."

Ich wunderte mich selber über den kühlen Ton meiner Stimme, über die trockene Sachlichkeit meiner Auskünfte.

„Nur in dringenden Fällen" — referierend und doch nicht ohne gute Betonung sagte ich das —, „in dringenden Fällen, wenn mich liebe Menschen brauchen, mit denen ich durch wechselseitiges Wohlwollen verbunden bin ..."

Er suchte ein zweites Taschentuch und schwieg. Offenbar war er zur Einsicht gekommen, daß uns die flüchtige Bekanntschaft nicht durch wechselseitiges Wohlwollen verbunden hatte.

„Ihr Zwicker ist zerbrochen," sagte ich. „Sie haben ein bißchen drauf getreten."

Und ich hob den Kneifer auf, dessen beide Gläser zerstört waren, und reichte das leere verbogene Metallgestell hinüber.

„Danke — danke sehr. Sie sind sehr gütig.“ Und er ging, immer die Rechte mit dem Tuch ans weinende Auge gepreßt, zum Fenster. „Sie gestatten, daß ich schließe —?“

„Bitte, wie es Ihnen kommod ist.“ Ich empfand das Wort „kommod“ selbst als eine Gemeinheit. „Ich habe mich jetzt gewöhnt.“

„Es ist recht schmerzhaft ...“

„Allerdings. Aber ungefährlich. In zwei Stunden ...“

„Zwei Stunden — großer Gott!“

Ich hob ihm den Engelhorn auf, der ebenfalls am Boden lag und legte ihn ins Gepäcknetz: „Sie werden nicht lesen wollen —?“

„Lesen — ich? Jetzt? Nein. Aber wenn Sie vielleicht ... es ist ein sehr hübsches Buch. Lauter kleine lustige Geschichten ...“

„Danke. Ich finde das Leben zu ernst. Ich liebe kleine lustige Geschichten nicht.“

Ich hatte selten so frech gelogen. Aber es war seltsam: so gutmütig ich sonst bin, als ob der Geist der Rache über mich gekommen wäre,

so zwiebelte ich nun ihn, wie er mich geärgert hatte.

So fuhren wir eine Weile.

Er wischte immerzu mit dem Tuch nach der Nase. Erfolglos. Plötzlich rückte er etwas vor auf seinem Sitz, kämpfte mit einem Entschluß, richtete dann das gesunde Auge treuherzig auf mich und sagte:

„Verzeihen Sie, mein Herr — ich muß Ihnen ein Geständnis machen."

„Wenn es Sie erleichtert, bitte."

„Hm — ja. Nämlich — in der Sache war ich im Recht — vielleicht ... aber — hm — ich bin gar kein Jurist."

„Oh, bitte, das macht nichts. Ich lege auf neue juristische Bekanntschaften gar keinen Wert. Ich kenne davon schon so viele."

„Gewiß, gewiß ... Ich meinte auch nur — — Meine Eltern ..."

„Oh, bitte, die Intimitäten Ihres Privatlebens interessieren mich nicht."

Ich glaube, ich hatte genau seinen Tonfall von vorhin getroffen.

Er hatte offenbar andere Wirkungen seines Rückzuggefechtes erwartet. Hatte vielleicht er-

hofft, daß dieses reumütige Geständnis, das eine Entschuldigung einwickelte, ihn doch noch einreihen möchte in die Gruppe der lieben Menschen, mit denen mich wechselseitiges Wohlwollen verbindet.

„Groß-Lichterfelde!" konstatierte ich, „wir werden in zehn Minuten in Berlin sein."

„Gott sei Dank! Ich sehe schon gar nichts mehr."

„Ich werde Ihnen Ihre Handtasche ... hier bitte. Und Ihren Engelhorn — bitte."

„Sie sind sehr gütig."

Er sagte das sauersüß und ohne den Enthusiasmus der Überzeugung.

In den Laubenkolonien am Bahndamm arbeiteten schon agrarische Fanatiker. Das Häusermeer Berlins tauchte auf.

„Sie hatten vorhin," sagte ich und sah dabei zum Fenster hinaus in den freundlichen Abend — „hatten vorhin die Güte, mir mitzuteilen, daß Sie — im Widerspruch mit Ihrer früheren Mitteilung — kein Jurist sind."

„Allerdings. Ich — —"

„Bitte, das genügt. Sie haben im Zusammenhang mit dieser Mitteilung das Fenster geschlossen ..."

„Ja, allerdings. Und ich muß ..."

„Bitte, ich bin orientiert. Ich wollte nun auch meinerseits nicht ohne das Bekenntnis von Ihnen gehen: in diesem Augenblick, als Sie nämlich als Nichtjurist das Fenster schlossen, hätte ich Ihnen gerne das Kohlenstäubchen aus dem Auge entfernt. Aber —"

„Aber" — er versuchte, bitter zu lächeln, was ihm mit einem Auge schlecht gelang — „aber ich gehöre — ich weiß und begreife das — nicht zu den lieben Menschen, die Ihnen durch wechselseitiges Wohlwollen verbunden sind."

„Das hätte mich nicht geniert. Aber — ich bin genau so wenig Arzt, wie Sie Jurist sind."

„Das ist denn doch —"

„Seltsamerweise die Wahrheit. Aber —" ich rief aus dem Fenster in die Bahnhofshalle, in die wir soeben einfuhren — „hierher — zwei Gepäckträger — Zwei, ja ... Ich wollte sagen: aber ich weiß, daß gleich rechts vom Bahnhof in der Königgrätzer Straße ein Arzt wohnt. Das hab' ich zufällig gelesen, als ich neulich — ausnahmsweise — einmal spät in der Nacht, so um zwei Uhr, nach Hause ging. Und dann noch eins — hierher, Gepäckträger! — ich habe auch

darin nicht die Wahrheit gesagt: ich bin doch ein Freund von kleinen, lustigen Geschichten. Und vielleicht — bitte, nein, Gepäckträger, der Engelhorn gehört dem Herrn da! — vielleicht schreib' ich das Geschichtchen unserer Fahrt selbst mal. Und nenne es: Das Kohlenstäubchen. Nenn es nach diesem Atömchen vermoderter Pflanzensubstanz, daß nur in ein Auge zu fliegen braucht, um alles in sein Gegenteil zu verwandeln — einen Menschen, ein Weltbild und einen Frühlingstag."

Wie Onkel Eduard und ich zauberten

Das waren vielleicht meine großartigsten Weihnachten.

Onkel Eduard, Mamas jüngerer Bruder, den wir Kinder so lieb hatten, weil er so lustig war, hatte uns ein „Kasperletheater" geschenkt. Es bestand aus drei mannshohen Wänden, von einem röschengeschmückten rosafarbenen Leinenstoff biedermeierisch überspannt, und hatte einen richtigen Vorhang, der nur selten funktionierte, aber dann heftig dem Spieler auf den Kopf fiel, wenn der ihn leichtsinnigerweise aufziehen wollte.

Dieses herrliche Theatergerüst versperrte den größten Teil des Bescherzimmers, so daß dem Papa und der Mama für das, was sie sich gegenseitig geschenkt hatten, nur ein ganz kleiner Raum am Ofen blieb, wo denn auch Papas Zigarren und Mamas Kaviar verdarben. Weil es so heiß war, und das mögen Zigarren und Kaviar nicht. Auch Elses Puppenstube mußte so dicht an meinen Pferdestall gerückt werden, daß die abstehenden borstigen Schwänze meiner Holzschimmel

durch das kleine Fenster in den giftgrün tapezierten „Salon“ hineinragten. Else aber war von der Gutartigkeit meiner Rosse überzeugt. Und wenn sie ihre Puppen umzog, dann stülpte sie die blütenreichen Hütchen ihrer Puppendamen einstweilen auf die abstehenden Borstenschwänze meiner Karossiers.

Onkel Eduard wollte schon am ersten Feiertag Kasperle spielen. Aber da hatte er leider eine unvorhergesehene Aussprache mit der Großmutter im Salon.

Die Großmutter war nicht immer so zufrieden mit dem Onkel — ihrem Sohn —, wie wir Kinder; und meine Mutter, seine Schwester, pflegte nach solchen Aussprachen, denen sie assistierte, meistens erläuternd zu sagen:

„Kinderchen, Onkel Eduard kann nun doch heute mittag nicht zu Tisch bleiben. Er hat noch einen wichtigen geschäftlichen Gang.“

An diesen „wichtigen geschäftlichen Gang“ glaubten wir ja freilich nicht. Denn uns war überhaupt kein anderes „Geschäft“ dieses muntern Onkels bekannt, als daß er jungen Damen Blumen brachte, älteren Damen die Hand küßte, auf dem Klavier einen Walzer — immer den-

selben — spielte, sich Maß für einen Anzug nehmen ließ, oder seinem Pinscher — Pitt geheißen — ziemlich ergebnislose Lektionen im Zimmeranstand erteilte.

Großmutter schien der Ansicht zu sein, daß solche an sich einwandfreien Beschäftigungen das Leben eines jungen Mannes, der angeblich Philosophie und Literatur studierte, nicht ausfüllen können. Es kam dann zu den bewußten längeren Aussprachen, die fast immer mit einem „geschäftlichen Gang" des Onkels endeten. Am nächsten Tage kam er wieder, strahlend vergnügt, mit einem Sträußchen für Mama, mit ein paar Bonbons für uns, spielte seinen Walzer, blätterte in Papas Journalen, ließ Pitt seine bescheidenen Künste üben und erzählte bei Tisch Witze. Diese Witze wurden freilich nicht immer bis zur Pointe gebracht. Mama warf ihm dann mitten in der Erzählung einen tadelnden und verwarnenden Blick zu und sprach mit Bedeutsamkeit ein paar Fremdwörter: „Devant les enfants!"

Ich habe erst später gelernt, was das heißt.

Also — auch am ersten Feiertag jenes Weihnachtsfestes hatte Onkel Eduard nicht Kasperle gespielt, sondern hat nach der Aussprache mit

der Großmutter im Salon wieder den geschäftlichen Gang unternommen, der uns Kindern ebenso rätselhaft als verhaßt war.

Mademoiselle Eugenie versuchte uns zu trösten und spielte uns mit den Puppen eine französische Komödie. Aber Mademoiselle Eugenie war erst am fünfzehnten Dezember gekommen, damit wir Französisch lernen sollten. Sie war sehr fein und roch gut. Und hatte viel zartere Hände als unsere brave Anna, die meine Amme gewesen war und dann auch noch Else betreut hatte, als das Schwesterchen zwei Jahre nach mir erschien. Aber Else war „bloß mit dem Fläschchen aufgezogen" worden, was Anna nie zu erzählen vergaß, wenn sie sich Fremden gegenüber ihrer innigeren Beziehungen zu mir rühmte. Und Anna, die nun auf die Küche beschränkt wurde, mochte Mademoiselle Eugenie nicht leiden. Sie nannte sie auch gar nicht Mademoiselle, sondern nur „Öscheni". Und als Öscheni einmal ganz besonders gut roch, was von ihrem Taschentuch herkam, sagte Anna zu ihr, sie glaube, sie „sei in etwas getreten". So ungerecht war die Anna. Denn wirklich, etwas, in das man treten kann, riecht ganz anders.

Mademoiselle Eugenie war aus Genf. Ihr Vater war ein „Professeur". Aber die Anna sagte, er sei Professor im Perückenmachen, und der Öscheni ihre drei Skalplocken — das hatte die Anna aus meinem Lederstrumpf — seien ein „Hauptwerk" des Professors.

Mademoiselle Eugenie hatte sehr schöne goldblonde Haare, und Else, die bei ihr schlief, sagte, sie wären alle echt. Bloß eben die drei Ringellöckchen, die aus dem goldschimmernden Haarkrönchen noch als flatternder Überfluß nach hinten fielen, die steckte sie jeden Morgen mit einer Haarnadel fest. Und nachts lagen sie neben der Uhr und dem silbernen Geldtäschchen auf dem Nachttisch, sagte Else.

Mademoiselle Eugenie sprach fast ebenso gut Deutsch wie Französisch. Sie war sehr schlank, fast wie eine Tanne, sagte Else, die sie ja schon im Hemdchen gesehen hatte; aber — sagte Else — man sah doch sehr gut, daß es eine Frau war.

Mit uns sprach sie noch viel Deutsch, weil wir das rascher verstanden; aber mit Onkel Eduard sprach sie immer Französisch. Der verstand das auch und konnte es auch sprechen. Aber er mußte

immer sehr viel mit den Augen zwinkern, wenn er Französisch sprach.

Und was die beiden miteinander sprachen, muß immer lustig gewesen sein, denn sie lachten sehr viel, und manchmal hielt sich Mademoiselle Eugenie die Seiten vor Lachen. Und den Schluckser bekam sie auch oft. Aber dadurch, daß Onkel ihr dann immer gleich den Rücken klopfte, verlor sich das wieder.

Und solange Mademoiselle Eugenie bei uns war, hatte eigentlich Großmama gar nicht recht, wenn sie sagte, Onkel Eduard täte nichts Rechtes. Denn er war sehr eifrig im Französischen; und wenn ihm ein Wort fehlte, dann machte er sich durch Bewegungen verständlich, die sehr drollig waren. Und wir Kinder waren immer froh, wenn Onkel Eduard mit Mademoiselle Eugenie Französisch übte. Was auch auf Spaziergängen oft geschah, denn Onkel Eduard ist uns nie so oft zufällig begegnet, wie damals.

Es war aber ein sehr schöner Winter und lag fester Schnee. Und so oft uns Onkel Eduard begegnete, ließ er uns um die Wette laufen, Else und mich. Ganz weit die Straßen entlang und auch um Ecken. Das sei das schwierigste, sagte

er, um Ecken laufen. Und Else bekam einen Vorsprung, weil sie jünger war und auch noch ein Mädchen.

Aber Onkel Eduard lief nicht mit, der sah aus der Ferne zu mit Mademoiselle Eugenie; und wenn wir heiß und rot zurückkamen, verteilte er die Preise: Bonbons und Abziehbilder und ausländische Briefmarken.

Aber ich wollte noch erzählen, daß Mademoiselle Eugenie damals am ersten Weihnachtstag Kasperle spielte. Das war aber nicht sehr lustig, weil die Puppen Französisch sprachen — Mama hatte das gewollt. Und so verstanden wir gar nichts, Else und ich. Und deshalb traten wir uns im Dunkeln ein bißchen an die Waden.

Dann heulte Else, und dann war das Spiel aus, gerade wie der Kasperle gehängt werden sollte. Und ich mußte eine Stunde früher zu Bett, weil ich Else ein blaues Mal getreten hatte, und bekam zum Abendessen nur ein Butterbrot.

Aber das war mir sehr recht, weil ich schon zwei Marzipanpuppen hinten vom Christbaum gegessen hatte, einen Husaren und eine Schäferin.

Und der Husar hatte eine Tasche aus Goldpapier gehabt, da hatte ich was von mitgegessen, weil es so dunkel war hinter dem Christbaum, und das bekam mir nicht gut in der Nacht. Es kann aber auch die Schäferin gewesen sein.

Am nächsten Tag kam dann Onkel Eduard ganz früh.

Er wollte mir mit den neuen Bleisoldaten eine Schlacht aufstellen. Er hatte auch schon drei Tische aus den Zimmern zusammengetragen und eine Hutschachtel von Mademoiselle Eugenie, das sollte eine Festung werden, ich glaube Sedan oder Metz.

Aber Großmama sagte, er könne jetzt nicht Metz spielen, er müsse Briefe schreiben an Onkel Franz und Tante Ida, die sonst beleidigt wären, weil sie uns wieder eine Blechkiste Selbstgebackenes geschickt hätten aus Ratzeburg. Aber das schmeckte nach Haaröl, und niemand aß es. Mama schenkte es immer dem Milchmann; das wollte sie auch diesmal tun. Der hatte sehr viele Kinder, sagte sie, und wo viele Kinder sind, da schmeckt man das nicht so.

Und Onkel Eduard sagte, ein Milchmann sei überhaupt ein Naturwunder.

Darüber hat aber nur Mademoiselle Eugenie gelacht. Und dann ist sie rot geworden.

Und abends hat der Onkel Eduard gesagt, jetzt hätte er den Brief an Onkel Franz und Tante Ida geschrieben, und er sei sehr schön geworden und habe auch Gemüt. Und vom Milchmann stehe nichts drin.

Wir Kinder klatschten in die Hände: „Jetzt wird Kasperle gespielt!"

Da sagte der Onkel: „Nein — ich habe eine viel großartigere Idee. Gib mal den Zauberkasten, Rudi, den du von der Großmama bekommen hast — der Kasperle soll euch was vorzaubern!"

Das fanden wir prachtvoll. Und ich holte den Zauberkasten, wo lauter bunte Eier von Holz drin waren, die verschwinden konnten, wenn man sie in einen Holzbecher setzte und dann ein bißchen mogelte; aber manchmal ging's auch nicht, weil sich das Holz klemmte. Und auch ein Dolch war drin, da konnte man sich ruhig mit totstechen, weil er gar nicht spitz war und die Klinge in den Holzgriff zurückrutschte.

Das hat Onkel Eduard der Mademoiselle Eugenie vorgemacht, aber ihre Brust hat doch ein bißchen nachgegeben vor dem Dolch.

Dem Onkel seine Brust hat aber gar nicht nachgegeben, weil sie härter war; das hat er ihr auch gezeigt.

Und Würfel waren drin in dem Zauberkasten, die immer auf dieselbe Zahl fielen, und ein Spiel Karten, das nur aus lauter Herzdamen bestand, so daß man immer raten konnte, was einer gezogen hatte, ohne hinzusehen.

Und als der Onkel Eduard die vielen Herzdamen sah, tat er sehr erschreckt und sagte zu Mademoiselle Eugenie etwas schrecklich Französisches, so daß wir wieder gar nichts verstanden. Aber Mademoiselle Eugenie verstand's, weil sie aus Genf war und ihr Vater Professeur, und hat so gelacht, daß sie den Schluckser bekam.

Ich wollte ihr den Rücken klopfen, wie ich's von Onkel Eduard gesehen; aber der sagte, das könnte ich nicht, und hat's selber gemacht. Und hat's gut gekonnt.

Und dann hat Onkel Eduard gesagt, jetzt geht die Zauberei los, und er muß unbedingt jemand haben, der ihm hinter den Kulissen hilft. Denn so viel allein zaubern, das kann er nicht.

Da wollte die Else ihm helfen, aber er hat gesagt, sie ist zu klein und kann die Puppe nicht

halten, und das muß durchaus jemand können, der groß und schlank ist.

Da ist denn die Mademoiselle Eugenie zu ihm hinter den Vorhang gekommen, weil sie groß und schlank war.

Und wir haben vorn in den Plüschsesseln gesessen, die Else und ich, weil wir das Publikum waren, und haben gewartet, bis gezaubert wird.

Und dann ist das Kasperle mit einer Schelle im Arm da vor den Vorhang gekommen und hat gesagt:

„Also, meine geehrten Herrschaften, jetzt wird stattfinden die große Vorstellung von dem berühmten Zauberer Hokus Pokus Philadokus.“

Und dazu hat er geschellt.

Dann ist er wieder verschwunden. Und etwas ist hingefallen in dem Theater; und man hat gehört, wie sie's zusammen gesucht haben, der Onkel und die Mademoiselle Eugenie. Aber es ist so eng in dem Kasten für zwei gewesen, daß man oft hat neben der Wand gesehen, wie die geblümte Leinwand sich gewölbt hat, weil jemand so von hinten dawider gekommen ist.

Und dann hat Mademoiselle Eugenie zweimal „Au“ gesagt. Sie hat sich sicher gestoßen, oder

der Onkel hat sie gestoßen. Das hat er aber gewiß nicht mit Willen getan, denn er ist immer sehr höflich gegen sie gewesen.

Aber es hat sehr lang gedauert mit der Zauberei. Und die Anna, die hereingeschaut hat, wieviel Uhr es ist, hat gesagt: den Zauber könnt' sie auch machen, wie der Onkel und die Öscheni. Das war sehr unschön von der Anna, weil sie doch noch gar keinen Zauber sehen konnte. Und dann: sie konnte überhaupt nicht zaubern, aber ihre Mandelhäufchen hat ihr niemand nachmachen können, auch die Frau Amtmann Mäuser nicht, die drei Wochen lang vor Weihnachten immerzu gebacken hat.

Und der Onkel hat aus dem Kasten gerufen, ich soll auf einen Stuhl steigen und das Gaslicht kleiner drehen; er kann nicht zaubern, hat er gerufen, wenn's so hell ist. Und Mademoiselle Eugenie hat gerufen, doch, er kann's.

Und Else hat geschrien, sie fürchtet sich, wenn's so dunkel ist und gezaubert wird.

Da hab' ich gar nicht gewußt, was ich machen soll; aber weil ich doch schon auf dem Stuhl gestanden hab' und weil der Onkel Eduard gerufen hat: „Rudi, du Held, du fürchtest dich

wohl auch?", also da hab' ich rasch die Flamme ganz klein gedreht und bin wieder vom Stuhl herunter gesprungen.

Die Else hat nochmal geschrien und irgendwer noch, es muß die Mademoiselle Eugenie gewesen sein; aber es hat eigentlich gar nicht geklungen wie ihre Stimme.

Und der Onkel hat gesagt, jetzt kann er zaubern; und es sind dann auch Puppen oben auf das Brett gekommen; der Kasperle, der hat jetzt den Dolch gehabt, und ein Polizist, der hat das Kunststück mit den Eiern gemacht. Und das ist jetzt ein doppelt großes Kunststück, hat der Onkel erklärt, weil es ein Polizist macht. Denn die Polizei kann sonst nicht zaubern; und Geschwindigkeit ist gar keine Hexerei, hat er gesagt. Aber bei der Polizei ist sie's doch. Das ist, glaub' ich, ein Spaß gewesen, und ich hab' auch Mademoiselle Eugenie lachen gehört.

Sie hat dem Onkel aber gar nicht ordentlich geholfen, denn die Puppen da oben haben immer ganz schief gesessen und haben die Köpfe nach der verkehrten Seite gehabt, wo sie gar nicht hingesprochen haben. Und immerzu sind die Sachen hingefallen, die verschwinden sollten; und die

Eier, die dann wiederkommen sollten, sind gar nicht dagewesen.

Aber es war doch sehr schön, weil der unsichtbare Onkel so lustig hat die Puppe reden lassen, und dazwischen hat er geschmatzt mit den Lippen, wie wenn er was Gutes ißt. Aber zum Essen hat er nichts hinten gehabt.

Und auf einmal ist die Mama gekommen mit der Anna. Und ich glaub' immer, die Anna hat sie geholt, damit sie auch sieht, wie gezaubert wird.

Aber die Mama hat gleich das Licht wieder angedreht und hat gefragt, was denn jetzt eigentlich gezaubert wird.

Wie der Onkel das gehört hat, da hat er gesagt, nun ist die Vorstellung unterbrochen; und kein Zauberer kann zaubern, hat er gesagt, wenn Licht ist und ihm hineingeredet wird.

Da war ich doch recht böse auf Mama, denn am Ende wären die Eier doch noch wieder gekommen. Aber Else war froh, daß wieder Licht war, und hat mir die Zunge herausgestreckt.

Und dann sind der Onkel Eduard und die Mademoiselle Eugenie aus dem Kasperletheater herausgekommen.

Und Mama hat sie angesehen, so wie sie mich ansieht, wenn ich Datteln vom Büfett genommen habe; und sie hat gefragt:

„Es ist wohl sehr heiß da drin?"

Und der Onkel hat ärgerlich gesagt: „Spiel du mal eine Stunde lang angestrengt Theater in dem Kasten da oben!"

Und da hat die Anna gesagt, vielleicht seien zwei Personen doch zu viel in dem Theater; und dann hat sie noch was gesagt, aber das hab' ich nicht mehr gehört. Denn ich hatte mir was ausgedacht.

„Jetzt werd' ich zaubern," hab' ich gesagt.

Und Else hat ganz frech gelacht: „Och, du!"

Da hab' ich ihr rasch eine Kopfnuß gegeben und hab' aber weitergesprochen, damit die andern das nicht merken, daß ich ihr eine Kopfnuß gebe, weil sie immer sagen: man gibt seiner Schwester keine Kopfnuß.

„Setzt euch mal hin — bitte, so," hab' ich gesagt. Und sie haben sich alle gesetzt: die Mama in die Mitte, die Else neben sie und neben die Else Mademoiselle Eugenie, und ganz auf die andere Seite der Onkel Eduard. Und hinter seinem Stuhl hat die Anna gestanden, denn die wollte auch sehen, wie ich zaubere.

Und ich wollt's machen wie der Onkel und hab' gesagt:

„Bitte, Else, steig mal auf den Stuhl und mach das Licht kleiner!"

Aber die Mama hat gesagt, ich kann auch zaubern, wenn die Flamme groß ist.

Da hab' ich in die Hände geklatscht und habe gesagt:

„Hokus — Pokus — Philadokus — jetzt zaubere ich: daß die drei Löckchen von der Mademoiselle Eugenie an dem Onkel Eduard seiner Weste ihrem obersten Knopf hängen!"

Und da sind sie alle aufgesprungen und haben nachgesehen — und wahrhaftig, das ist so gewesen! Die drei blonden Löckchen von der Mademoiselle Eugenie haben da fest gehängt, oben an der Weste vom Onkel Eduard ...

Aber dann sind sie gar nicht dankbar gewesen für meine Zauberei.

Mama hat zur Mademoiselle gesagt, daß sie nun wohl nach dem Abendtisch sieht; und zu Onkel Eduard hat sie gesagt, die Großmama müsse bei der Frau Amtmann abgeholt werden, es sei Glatteis.

Nur die Anna hat furchtbar gelacht über meine Zauberei. Aber dann hat Mama sie

streng angesehen, und da ist sie in die Küche gegangen, den Eierkuchen backen.

Und die Else hat mich hinter den Pferdestall genommen und hat mich furchtbar gebeten, ich solle ihr sagen, wie ich das gezaubert habe. Und sie hat mir die drei Makronen aus dem Speiseschrank in ihrer Puppenküche dafür versprochen, wenn ich's ihr sage.

Ich hab' ihr aber nicht gesagt, daß ich das gar nicht gezaubert habe; denn ich hab' doch gesehen, daß die Löckchen schon da gehangen haben, wie sie aus dem Kasperletheater gekommen sind, der Onkel Eduard und die Mademoiselle Eugenie.

Und die Else hat gesagt, nun krieg' ich auch die Makronen nicht.

Da hab' ich gelacht und gesagt: „Ich will die drei Makronen gar nicht, und übrigens kann ich zaubern, daß sie fort sind."

Das konnt' ich ruhig sagen, denn ich hatt' sie schon am Mittag gegessen.

Isidor

Ich denke an Isidor. Und ich sehe ihn vor mir. Ein dunkelbrauner Wallach mit weißen Fesseln und einem schönen, langen Schweif, in den ein paar silberne Fäden eingestreut sind. Der Hals ist ein bißchen kurz und fett, das Kreuz ein bißchen zu hoch. Aber ein ganz stattliches Tier für sein Alter.

Als Remontepferd kam Isidor — der Isidor, den ich kannte — wirklich nicht mehr in Betracht. Der Stallmeister bei Goliath und Söhne gab, wenn er gerade gefrühstückt hatte, das Alter Isidors auf neun Jahre an und nannte ihn ein Halbblut. War der Stallmeister aber nüchtern, so stieg Isidors Alter auf zwölf Jahre, und von seiner Abstammung war weiter keine Rede mehr.

Ich war damals abonniert bei Goliath und Söhne. Ohne ein passionierter Reiter zu sein, hatte ich am Reiten mein bescheidenes Vergnügen. Wie ich jeden Sport mehr trieb um des damit verbundenen Naturgenusses als um seiner selbst willen.

Bald hatte ich herausgefunden, daß unter den edlen Tieren, die Goliath und Söhne ihren Kunden für die Ritte zur Auswahl stellten, gerade Isidor meinen persönlichen Wünschen am meisten entsprach. Er hatte keine Untugenden, bockte nicht, war an das Geklingel der Straßenbahnen, ja sogar an das Fauchen der Dampfwalze gewöhnt, scheute nicht vor seinem eigenen Schatten oder einem neuen Frühjahrshut, rieb die Schenkel seines ahnungslosen Reiters nicht tückisch an den knorrigen Bäumen des Waldes, nahm die geräuschvollen Ovationen der Vorstadtkinder mit Gleichmut auf und zeigte keine Neigung, vorzeitig in den Stall zurückzukehren. Kam noch hinzu, daß er immerhin noch empfindlich genug gegen das ritterliche Spiel der Sporen war, so daß er bei wichtigen Begegnungen mit hübschen Mädchen unschwer ins Tänzeln zu bringen war, eine gute Figur machte, ohne den Reiter ernstlich zu gefährden, und sogar bei den meisten Zuschauern den erhebenden Eindruck eines starken und feurigen Temperaments zurückließ.

Alle diese genannten Qualitäten hatten mir Isidor lieb und wert gemacht. Und wenn es irgend anging, ließ ich mir ihn und keinen anderen

satteln zu meinen Morgenritten in den Wald, der sich Stunden weit hinter meiner Vaterstadt über die preußische Grenze hinaus erstreckt. Ja sogar in der Farbe meines Reitanzuges hatte ich dem bevorzugten Gaul Konzessionen gemacht und für meine Hose ein zartes Mausgrau gewählt, das sehr schön zu dem dunkelbraun glänzenden Fell aussah und die Eleganz des Gesamtbildes wesentlich erhöhen mußte.

Nun war es einer jener wonnig schönen Maitage, deren Häufigkeit in lyrischen Goldschnittbändchen leider auffallend kontrastiert mit ihrer Seltenheit in der Wirklichkeit. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß mir heute bei einem Morgenritt etwas Ungewöhnliches einfallen mußte. Mehrfach erlebte herbe Enttäuschung in dieser Beziehung ließ mich nicht mutlos werden. Ich war sicher: Heute mußte mir der Wald, der Duft des heimlich blühenden Waldmeisters, das Hämmern der Spechte und der Sonnenglanz auf dem jungen Grün der stillen Schneisen einen guten, fruchtbaren Gedanken eingeben.

Für diesen Ritt, bei dem mich das Pferd nicht allzusehr in Anspruch nehmen durfte, kam natürlich nur Isidor in Betracht.

Als ich in die Ställe kam, war Isidor fort.

„Vor einer halben Stunde ist Ihr Freund der Doktor Lenze mit dem Isidor fortgeritten. Wir wußten ja nicht, daß Sie heute ... Es ist eigentlich nicht Ihr Tag."

„Ach was „Tag" oder nicht! Was mußten Sie auch dem Lenze gerade den Isidor geben. Der Medizinmann hätte auch ganz gut die hartmäulige Frou-Frou reiten können oder den Casanova, den Fliegenschimmel mit dem Hahnentritt ... Ist der Unglücksmensch denn allein ausgeritten, oder —?"

„Er ist mit Frau Rothstein ausgeritten."

„Ei, ei, ei — hm, so. Und der Herr Rothstein?"

„Der ist vorgestern von seiner neuen Fuchsstute gefallen und hat Muskelschmerzen im Bein. Der Doktor hat ihm für acht Tage das Reiten verboten, sagt er."

„Der Doktor — hat —— So, so!" Wenn ich dem braven Stallmeister gesagt hätte, daß der Hausarzt des Herrn Rothstein eben auf meinem Isidor saß, so hätte er vielleicht mitgelächelt. Aber ich schwieg und ließ mir resigniert nach längerer Wahl die vom Stallmeister glühend empfohlene „Leda" satteln.

Das mythologische Pferd enttäuschte mich leider schwer. Es ging einen unleidlichen, stoßenden Trab, und in Galopp war es überhaupt nur durch viel Gewalt und Hinterlist zu bringen. Außerdem hatte es eine, vermutlich in seinen Jahren begründete Neigung, über harmlose Baumwurzeln zu stolpern. Kurz und gut: ich dankte dem lieben Himmel, als ich etwa eine Stunde später am Forsthause aus dem Sattel stieg.

Als ich das Tier, das ohne eigentliche Veranlassung sehr naß geworden war, in den Stall einstellen wollte, sah ich dort Isidor, meinen Isidor. Neben Rothsteins Fuchsstute stand er, die einen Damensattel trug. Aha, also hier!

Draußen im Garten frühstückten sie gerade, der Doktor und die goldblonde Frau, die in allen Kostümen so reizend aussah, der aber kein Kleid besser stand als das knappe dunkelgraue Reitkleid.

Ich winkte den Stallburschen heran, den ich von häufiger Einkehr hier kannte.

„Peter, mein Sohn, ich will einen Scherz mit meinem Freunde machen. Stellen Sie hier die Leda neben die Fuchsstute und führen Sie mir schleunigst den braven Isidor heraus! Den reit' ich nach Hause."

Ein Taler, den ich Peter in die schmutzige Hand drückte, ließ ihm diesen meinen Scherz als einen der köstlichsten Späße erscheinen, den er in seinem an Frohsinn kaum allzureichen Dasein erlebt. Ich hörte ihn noch brüllen und sich die Schenkel klopfen, als ich schon auf dem stolz ausholenden Isidor um die bröckelnde Hofmauer getrabt war und in den junggrünen Wald hineinritt.

Eingefallen ist mir leider auch auf Isidor nichts. Ich mußte immer an Freund Lenze denken, der sich jetzt sicherlich neben der schönen, schicken Reiterin, mit deren goldigem Blondhaar die Mailuft spielte, verzweifelt abmühte, die von mir treulos verlass'ne, alte Leda in Galopp zu bringen. Und ich lachte vergnügt.

... Zwei Stunden später saß ich zu Hause und las behaglich die Morgenblätter. Ich hatte noch den schönen, auf Isidor gestimmten Reitanzug an und die hohen, ein bißchen engen Stiefeln.

Da wurde mir Herr Rothstein gemeldet.

Etwas verwundert ließ ich bitten. Was wollte der Gute?

Die Linke auf den anscheinend noch schmerzenden Hüftknochen gepreßt, humpelte der kleine, zur Korpulenz neigende Mann herein. Meine höf-

lich zum Gruß entgegengestreckte Hand übersah er, sparte sich jeden Gegengruß und musterte mit Ingrimm meinen schönen Reitanzug, auf den ich, mein Schneider, meine alte Köchin und Isidor so stolz waren.

„Wohl zu Pferde gewesen, was? Ein bißchen im Wald und so, was?" fauchte er mich an.

„Allerdings, Herr Rothstein, ich —"

„Wohl nach dem Forsthaus geritten, was? Wohl den — Isidor geritten, was? Sie reiten doch immer Isidor. Oder nicht?"

Ich hatte nie geglaubt, daß man eine solche Welt des Grimms und der Wut in den harmlosen Namen Isidor legen könnte.

„Allerdings, Herr Rothstein, allerdings, ich —"

„Allerdings — so?! Und das sagen Sie mir so ruhig. Mir! So will ich Ihnen etwas sagen: Ich bin auch im Wald gewesen — ich." Und noch einmal schrie er mich mit den blitzenden Augen an: „In meinem Kabriolett bin ich im Wald gewesen. Verstehen Sie?"

„Hoffentlich ist es Ihnen gut bekommen, Herr Rothstein?" sagte ich, einen Schritt zurücktretend.

Der Mann gab mir Bilderrätsel auf, aber humorlose.

„Gut bekommen? Wollen Sie mich uzen? Auch noch. Ich werde Ihnen was sagen. Wie ich die Chaussee hinauffahre — ich denke meine Frau beim Frühstück auf dem Forsthaus zu treffen — da sehe ich in eine Schneise hinein. Zufällig. Nur so im Vorbeifahren, wissen Sie. Ganz in der Entfernung sehe ich. — Nun Sie wissen, was ich da gesehen habe!"

„Aber bitte, nein, Herr Rothstein. Vielleicht einen Sechzehnender?"

„Ich sage Ihnen noch einmal, uzen Sie mich nicht! Einen Herrn und eine Dame sehe ich. Beide zu Pferde. Die Gestalt der Dame paßt genau, ganz genau auf meine Frau. Erkennen kann ich sie nicht, es ist zu weit. Auch nicht den Herrn, der sich zu ihr hinüberbeugt und ... sie küßt — —!"

„Der Herr hat — Ihre Frau Gemahlin — wollt' ich sagen, die Dame, die so aussah, wie Ihre ..."

„Geküßt haben Sie sie!"

„Ich?"

„Ja, Sie. Denn — Isidor habe ich erkannt, ganz genau erkannt, am Schweif, an der Kopfhaltung, an allem. Da gibt's nichts zu leugnen, es war Isidor."

„Hm, ja, mein lieber Herr Rothstein, das ist nun eine delikate Sache. Wenn ich Ihnen nun — hören Sie gut zu — auf Ehrenwort erkläre ich: ich bin — vor einer Stunde — etwa auf Isidor vom Forsthause zurückgeritten, verstehen Sie?"

„Was ist denn da zu verstehen!" Er sprach nicht mehr, er brüllte.

„Gut. Also weiter, ebenfalls auf Ehrenwort: Ich habe Ihre verehrte Frau Gemahlin mit keinem Auge heut gesehen, viel weniger heute oder jemals den Versuch gemacht, mich ihr unehrerbietig zu nahen. Jede weitere Auskunft muß ich ablehnen."

„Kleiner Schäker!" Herr Rothstein ist plötzlich äußerst gut gelaunt. „Also gewesen sind Sie's doch — —"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Das heißt, Sie haben —"

„Nichts gesagt, Herr Rothstein, nichts!"

„Nun ja, gesagt haben Sie's freilich nicht. Und die Dame? Darf man's nicht wissen?"

„Ich bin nicht berechtigt —"

„Ach, so rum! Nu ja, ja. Nehmen Sie mir nur meine Hitze nicht übel. Die Entfernung war groß. — Und die Ähnlichkeit der Silhouette mit meiner Frau . . ."

„Die Silhouetten eleganter Damen im Reitkleid ähneln sich leicht.“

„Allerdings, ja — und dann —“ noch einmal tastete seine Neugier verschmitzt nach der Unbekannten, „dann ist meine Frau wohl auch schlanker?“

Ich zuckte nur, mich ganz in Diskretion hüllend, die Achseln und lächelte pythisch.

„Den Isidor aber, den Isidor hab' ich doch erkannt, was? Sie geben ja selbst zu —“

„Ja, Sie haben ein Falkenauge, Herr Rothstein!“

Wir schüttelten uns die Hände. Er war sehr glücklich.

... Eine Viertelstunde später saß ich — noch immer im mausgrauen Reitrock und den zu engen Stiefeln — am Schreibtisch und schrieb ein Briefchen an Freund Lenze. Es stand verschiedenes darin. Auch von Isidor war die Rede. Und die Epistel schloß mit der Bitte, das Blatt zu vernichten. —

Isidors Bildnis stand Jahre lang auf meinem Pult. Der dankbare Lenze hat mir das edle Tier photographieren lassen.

Auf der Rückseite des Bildes las man nur: „Lenze seinem lieben Freunde Ullrich zur freundlichen Erinnerung an ein historisches Roß.“

Der Globus

Nun kommen Sie mir auch mit meiner „vornehmen Gesinnung" ...!" raunzte der Doktor und tat ein paar ärgerliche Züge aus seiner schweren schwarzen Zigarre.

„Aber, Verehrtester, Sie wollen doch nicht bestreiten ..."

„Um Gottes willen, nein! Gar nichts will ich bestreiten. Dazu ist erstens die Bowle zu fein; die soll man nicht im Ärger des Disputs genießen. Und dann natürlich mein bißchen Kultur aus guter Kinderstube will ich gewiß nicht leugnen. Ich kränke niemand wissentlich in seinem Recht. Sage keinem Krüppel, daß er einen Buckel hat. Frage keinen Herrn Meyer, ob er verwandt ist mit dem Raubmörder gleichen Namens, der vor drei Jahren in Odessa hingerichtet wurde. Rede nicht augenzwinkernd darüber, wenn ich mal 'ne hübsche Frau beim abendlichen Gartenfest hinter einer Rosenhecke geküßt habe. Steige protestierend aus der Droschke, wenn ein Kutscher sein lahmendes Pferd roh mißhandelt. Esse

Sonntags schneller zu Mittag, damit meine Köchin nichts von ihrem Ausgang verliert ... Alles richtig. Aber unter dem unverdienten Renommee vornehmer Gesinnung — im Einzelfall — hab' ich Jahre meiner Jugend hindurch so gelitten, daß ich gegen das Wort „vornehme Gesinnung" innerlich revoltiere; daß ich geradezu ausschlage, wie der Schimmel gegen die Stiefelwichse.

Ich ging damals nach Quinta. Ohne Begeisterung. Spielte lieber Schlagball, als daß ich Sallust präparierte. Und die Helden des Cornelius Nepos waren mir ein Greuel und ein Ekel — ich zog ihnen „Robinson Crusoe" und „Robert den Schiffsjungen" bei weitem vor. Die Viri illustres rochen meinem gesunden Instinkt meilenweit nach aufdringlicher Pädagogik. Ob die Kerle nun Hamilkar oder Hannibal, Atticus oder Cato hießen — ich sah sie beim Übersetzen nie mit dem Schwerte vor mir, sondern immer mit erhobenem Zeigefinger: „Mein lieber Gustav," sagte so ein nach der Schablone frisierter Karthager, „ich bin nämlich ein lateinisches Beispiel des Guten, verstehst du wohl! Und wenn du mich genossen hast, so wird mir der brave Nepos gleich einen anderen Bonzen parallel gegenüber-

stellen, der ebenso eine geölte Herrlichkeit darstellt wie ich."

Der Mann aber, der seit neunzehn Jahren sich in Quarta an Hamilkar begeisterte, sah schon selber aus wie der ältere Cato. Er hieß Oberlehrer Doktor Melchior Mützel, hatte ein bartloses, scharfgeschnittenes Gesicht über einem zu engen und deshalb ewig genierenden Stehkragen und liebte es, durch andeutungsweise eingestreute Bemerkungen über die eigene Person eine gewisse Übereinstimmung in Lebensgang wie seelischen Qualitäten mit dem großen Vorbild aus Utica den Schülern nahezulegen. Auch er war auf dem Lande geboren, war ein geschworener Feind des Luxus und der Putzsucht und liebte die Einfachheit so sehr, daß ihm ein weißes Taschentüchlein, dessen Zipfel ich gern aus der Brusttasche leuchten ließ, ein Ärgernis schien. Als ich eines Tages aber gar ein paar Tropfen Kölnisches Wasser, vom Toilettentisch meiner Schwester stibitzt, auf dieses Tuch gesprengt hatte, sagte er mir, den Toilettenluxus erschnüffelnd, meinen Untergang in energielosem Wohlleben mit schmerzlichem Bedauern voraus. Auch er hatte als Jüngling im Heere gedient und verriet in seinem

Spaziergang in den Pausen quer durch den Schulhof durch gereckte Rumpfhaltung und durchgedrückte Knie die militärische Schulung. Auch er war ein abgesagter Feind fremden Wesens wie jener Cato major. Er behandelte deshalb den nervösen, hilflosen Doktor aus Lausanne, der uns an Hand des Kleinen Plötz in die galante Sprache des Erbfeindes einweihte, wie einen lästigen Ausländer.

Trotz seines stets betonten catonischen Rechtsgefühls nahm er sich unter seinen Schülern die Söhne der Bankdirektoren und Großindustriellen mit besonderer Strenge vor, wobei ihm wohl wiederum das Vorbild des geliebten Römers vorschwebte, der als Statthalter von Sardinien den reichen Wucherern und ihrem Nachwuchs das Leben in einer Weise zu versalzen wußte, daß sie nichts zu lachen hatten.

Meine geringe Vorliebe für die heldischen Biederleute des Nepos und ihre für die Völkerfibel zugeschnittene Tugendboldigkeit blieb dem Scharfblick des Herrn Doktor Melchior Mützel nicht lange dunkles Geheimnis. Er verwies mir des öftern mein angebliches Lächeln und rächte die Heldengröße der Viri illustres an meinem

Quartanervorwitz durch Konstatierung der Tatsache, daß ich mangelhaft präpariert sei, durch Rügen ins Klassenbuch und mehrfach auch durch Arreststunden.

Gewöhnlich waren diese Arreststunden, die Samstags vormittags nach Schulschluß abgesessen wurden, ganz unterhaltlich.

Es kamen da allerlei Schwerverbrecher aus verschiedenen Klassen im Singsaal zusammen. Neben verschüchterten Sextanern saßen freche Tertianer, die aus in die Tischplatte gekeilten Federspitzen kleine Klaviere herstellten und Bänke quietschen ließen. Sekundaner flochten in ihre halblauten Unterhaltungen holde Mädchennamen ein und schnitten pfeildurchbohrte Herzen in die Tische. Und hin und wieder nahm auch mit hochmütigem Lächeln ein Primaner unter den Gemaßregelten Platz und las, von einem aus der Odyssee, der Antigone und den Briefen Ciceros künstlich aufgebauten Wall geschützt, im „Neuen Tannhäuser" oder in der Reclam-Ausgabe von Casanovas Flucht aus den Bleidächern Venedigs.

Vorn aber thronte der die Arreststunden beaufsichtigende Gesang- und Zeichenlehrer Eber-

hard Sterzner, blätterte in einem Schmöker und warf manchmal einen mehr ängstlichen als beherrschenden Blick über die bunt zusammengewürfelte Sünderschar.

Er schwitzte Blut im Gedanken, daß — wie das öfter geschah — plötzlich ein heuchlerischer Sekundaner sich scheinbar von intensiver geistiger Arbeit erheben und eine Frage an ihn richten könnte, wie diese: „Verzeihung, Herr Sterzner, saßen zur Zeit der Völkerwanderung die Alemannen am Niederrhein oder die ripuarischen Franken?"

Herrn Sterzner, der vom Staate nicht dafür bezahlt wurde, über den Sitz der ripuarischen Franken zu Beginn der Völkerwanderung orientiert zu sein, stieg dann die Röte vom Hals her über die goldene Brille, und er pflegte mit etwas unsicherer Stimme zu entgegnen: „Setzen Sie sich!... Hier — ehem — hier ist kein Auskunftsbureau — ehem, nein, hier ist ein Arrestlokal!"

Diese im Ton nicht sehr imponierende Zurechtweisung überzeugte dann alle Anwesenden bis hinunter zum kleinsten Sextaner, daß Herr Eberhard Sterzner *selbst* nicht wußte, wo die ri-

puarischen Franken zu Beginn der Völkerwanderung domizilierten. Und das schmälerte sein Ansehen in einer Weise, daß meist nach solchem kurzen Dialog die Privatunterhaltungen der Arrestanten lauter wurden, die Federklaviere kühner in ihren Melodien, und sogar einige Papierpfeile mit unbestimmbarem Ziel durch den Singsaal flogen.

Eines Samstags aber ereignete es sich, daß ich ganz allein nachsitzen mußte. Ich glaube, weil ich des alten Cato ewig wiederholtes „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam" blöd gefunden hatte.

Da der Singsaal an diesem Tage noch benutzt wurde für Proben zu einer Festkantate, die Herr Eberhard Sterzner persönlich leitete, wurde mir unser Klassenzimmer angewiesen, meine Stunde ohne Aufsicht abzubrummen.

Dieses unser Klassenzimmer war nun auch nicht unterhaltlicher ausgestattet als die anderen Schulräume. Ich kannte den üblen Raum so gründlich, daß sogar meine Träume zuweilen ein einwandfreies Bild davon als dem Schauplatz höchst phantastischer Begebnisse entwarfen. An der Hinterwand hing eine Karte des römischen Forums, die ich schon

deshalb nicht billigte, weil vermutlich an diesem topographisch dargestellten Ort der unselige Cato viele seiner unnützen Reden gehalten und für die Weltanschauung des Oberlehrers Doktor Melchior Mützel den festen Grund gelegt hatte. An der linken Wand war ein Riesenbild der schmerzvollen Laokoongruppe zu sehen, auf dem wunderlicherweise der sterbende Priester eine ihm von Frevlerhand verliehene blaue Brille trug; und eine Tafel an der rechten Wand belehrte uns durch Farbe und gestrichelte Grenzlinien über die Fauna Ostindiens. Man konnte sich da genau überzeugen, wo in den westlichen Wüsten die Gazelle herumspringt, wie weit der Löwe vordringt und der Schakal; dann wieder war im Gangesgebiet das Reich der Affen, Wildschweine und Zwergmoschustiere sauber eingezeichnet. Vorderindien aber erfreute in dieser tiergeographischen Darstellung durch seinen Reichtum an seltenen Giftschlangen. Ich verdanke es, nebenbei bemerkt, diesem Klassenzimmer, daß ich heute noch unter den Steinen des Forums und den Biestern Ostindiens besser Bescheid weiß als in meiner lieben Vaterstadt und unter den Tieren, die in Mitteleuropa die Landschaft beleben.

Auf dem Klassenschrank aber thronte ein Globus.

Ein ziemlich gewöhnlicher Erdglobus war's, sicher nicht aus der Homannschen Offizin in Nürnberg, aber für den Schulgebrauch eben durchaus genügend. Denn in seinem Gradnetz lagen, auf die fünf sauber angemalten Erdteile richtig verteilt, die wesentlichsten Städte und Gebirge der Erde; und das Meer zwischen den Kontinenten war so blau, wie man irgend verlangen konnte.

Da ich mich langweilte, stieg ich auf einen Stuhl und holte mir den Globus herunter. Ich nahm ihn behutsam aus dem Gestell, betrachtete ihn eine Weile, suchte mir, was mir gerade so einfiel: London, den Nil, Benares, Offenbach — das stand nicht darauf, aber ich fand dafür Frankfurt — den Himalaja und den Amazonenstrom. Als ich gerade interessevoll den Südpol beaugenscheinigte, der von einer ganzen Reihe rätselhafter Fragezeichen umtanzt war, entglitt die glatte Kugel meinen Händen, sprang und rollte über den Pult.

Mit Schrecken sah ich, als ich sie wieder eingefangen, daß die Rocky Mountains zwischen

dem siebenunddreißigsten und dreiundvierzigsten Breitengrad eine üble Beule bekommen hatten, und daß just an einer Stelle, wo das Felsengebirge seine stolzesten Gipfel reckt, ein Tal von beträchtlicher Tiefe entstanden war.

In diesem Augenblick hörte ich Schritte auf dem Korridor. Und in meinem ängstlichen Eifer, die beschädigte Kugel wieder in das Gestell einzuschrauben, entglitt sie mir zum zweiten Male und fiel so unglücklich auf die gußeiserne Banklehne, daß nun auch die Stadt Hamburg mit Umgebung zerstört wurde, und die Insel Helgoland versank in einer Schramme, die sich südwestlich über Norderney zog, Borkum berührte und erst kurz vor Amsterdam im Zuidersee verschwand.

Die Schritte draußen verhallten. Es kam niemand herein.

Ich stellte den mit zitternden Händen wieder eingeschraubten, zwiefach verbeulten Globus auf den Schrank zurück. Wie eine Erlösung aus Leibes- und Lebensgefahr klang mir die schrille Schelle aus dem Schulhof.

Wie seltsam der Zufall spielt! ... Am nächsten Tag war unser Lehrer für Geographie unpäßlich,

und Oberlehrer Doktor Melchior Mützel gab uns aushilfsweise die Stunde.

Da seine Kenntnisse im Stromgebiet der Wolga, das uns zuletzt beschäftigt hatte, wohl nicht ganz so gründlich waren wie seine Wissenschaft über den älteren Cato, so gedachte er sich allgemeiner zu fassen.

„Böhnicke, nimm dort mal den Globus herunter! Aber — vorsichtig! Stelle dir vor, Böhnicke, du bist jetzt der Atlas, der Sohn der Okeanide Klymene, der die Welt auf den Schultern trägt!"

Die Klasse belachte pflichtschuldigst diesen bescheidenen Scherz.

Ich lachte nicht mit. Mir war nicht drum.

Was wird jetzt kommen, dacht' ich, wenn man sieht, daß die Rocky Mountains ... und daß Helgoland ...

Böhnicke stand auf demselben Stuhl, auf den ich gestern gestiegen.

Es war ein kurzbeiniger, ungelenker Junge. Seine Mutter war nämlich durchaus keine Okeanide, sondern eine Witwe, die sich von einem kümmerlichen Papierlädchen gerade so ernährte. Und das Studium ihres Jungen knappste sich die

verhutzelte dürre Frau, die nie jung gewesen zu sein schien und das Lachen nicht kannte, noch so am schmalen Munde ab.

Böhnicke war ohne jedes Talent zum Atlas. Er vergaß, daß der Stuhl, auf dem er stand, eine Lehne hatte, und so fiel er beim Absteigen hin.

Der Globus fiel aber zugleich dem Doktor Mützel auf die Füße.

„Gib doch acht, Böhnicke," sagte Mützel, als das Unglück geschehen war. „Er wird hoffentlich keinen Schaden genommen haben, der Globus!"

Er hatte Schaden genommen. Die Rocky Mountains zwischen dem siebenunddreißigsten und dreiundvierzigsten Breitengrad hatten eine Beule. Helgoland war versunken. In einer Schramme, die sich südwestlich über Norderney zog, Borkum berührte und erst kurz vor Amsterdam im Zuidersee verschwand.

Oberlehrer Doktor Melchior Mützel schüttelte den Kopf. „Seltsam, ich hätte geschworen, der Globus hätte nur mit dem Südpol meine Füße berührt!"

Böhnicke heulte in tiefer Zerknirschung.

Als der Globus fiel, hatte in mir etwas frohlockt. So denke ich mir das Gefühl eines Schwerverbrechers, der seine Spur verwischt sieht.

Aber jetzt sah ich Böhnicke weinen. Böhnicke war ein guter Kerl und ließ mich oft die Mathematik abschreiben.

„Tja, Böhnicke, den Globus, der durch deine Unachtsamkeit bös zu Schaden gekommen ist, wirst du nun wohl der Schule ersetzen müssen..."

Böhnicke schluchzte auf.

Doktor Melchior Mützel aber setzte den beschädigten Globus stirnrunzelnd beiseite und erklärte das römische Forum, ohne der Stelle zu vergessen, von der aus Cato geredet hatte.

In der Pause sagte ich zu meinen Mitschülern: „Kinder, Böhnickes Mutter ist eine arme Frau. So ein Globus kostet mindestens zehn Mark. Wir wollen eine Sammlung machen!"

„Famos — famos!"

Die Hosen wurden nach Geldbeuteln durchwühlt. Einer gab zwanzig Pfennig, ein anderer vierundsiebzig, die beiden Ruttenbachs, Zwillinge eines Gummifabrikanten, je eine Mark fünfzig. Und ich selbst leerte einfach mein Portemonnaie aus. Darin war noch eine Mark und vierzehn.

Einer brachte mir, da er kein Taschengeld bekam, drei Briefmarken, eine grüne Uruguay und zwei Englische Kolonien. Für die gab unser Primus, der ein fanatischer Sammler war, achtzig Pfennig.

Die ganze Sammlung ergab zwölf Mark und achtzehn Pfennig.

Ich weigerte mich, den Betrag dem Böhnicke persönlich zu überreichen. Der Primus tat's — damit es nicht von den anderen Schülern gesehen werde — auf der Toilette. Und er erwähnte dabei, daß die Initiative von mir ausgegangen sei.

Am nächsten Tag in der Neposstunde sagte Doktor Melchior Mützel:

„Ich höre da von einer Sammlung. Tja — unser junger Freund Gustav hat sie angeregt. Ei, ei! Das verrät eine vornehme Gesinnung. Und eine vornehme Gesinnung — das wißt ihr alle aus eurem Cornelius Nepos — ist ebenso gut wie persönliche Tapferkeit, und ist mehr als vornehme Geburt! Deshalb sage ich, unser junger Freund Gustav präpariert zwar unzuverlässig und lernt seine Vokabeln schlecht. Und leider, leider findet er zu Cornelius Nepos kein rechtes Verhältnis. Das ist bedauerlich, denn dadurch entgehen ihm hohe geistige Freuden. Aber — aber

er hat Seelenadel bewiesen, vornehme Gesinnung! Und deshalb" — er war ganz Cato, als er das sagte, Cato der Ältere, Cato der Allerälteste —, „deshalb erlasse ich ihm die Stunde Arrest, die er, soviel ich weiß, noch abzusitzen hätte."

Ich sagte nichts. Wer weiß, wenn er nicht so unleidlich catonisch, so überwältigend altrömisch geredet hätte, ich wäre jetzt vorgetreten und hätte bekannt: „Ich habe gut vornehm gesinnt sein, denn ich..."

Aber ich schwieg und sah nur nach dem neuen Globus in der Ecke, auf dem Helgoland wieder drauf war und die Rocky Mountains kein Tal hatten, wo's nicht hingehört.

Am Jahresschluß waren meine Leistungen „befriedigend". Aber ins Betragen hatte mir der Cato geschrieben:

„Im Anfang des Schuljahres schwankend — vom Juni an höchst lobenswert."

Im Juni aber war mir der Globus vom Schrank gefallen.

Seit der Zeit hat mich die „vornehme Gesinnung" durch die Schule begleitet. Hat schützend, fördernd, rettend die Hand über meine Leistungen gehalten. Cato-Mützel hat die Geschichte überall herumerzählt. In seinem eindringlich lehrhaften

Stil, der an Cornelius Nepos, dem Freunde des Cicero, gebildet war ...

Viele Jahre später traf ich Böhnicke wieder, den ich seit dem Abgang von der Schule nicht mehr gesehen hatte. An der Ostsee, oder besser: auf der Ostsee.

Ich hatte dort ein paar angenehme Wochen verbracht und wollte in drei Tagen abreisen. Da stand er plötzlich neben mir, auf dem Landungssteg. Er war Kapitän eines kleinen Dampfers, der von Warnemünde nach Heiligendamm fährt und wieder nach Warnemünde und nach Rostock. Unter dem blonden Spitzbart und dem Wetterbraun der Haut war das Knabengesicht noch zu finden.

Ich beschloß, die alte Schuld loszuwerden, und lud ihn ins Kurhaus nach Heiligendamm für einen dienstfreien Nachmittag. Dann wollte ich ihm dort im Schatten der herrlichen Buchen die alte Geschichte mit dem Globus aufklären.

Als ich am sauber gedeckten Tisch saß — die Musik spielte den Brautmarsch aus dem „Lohengrin“ und der halbe mecklenburgische Adel saß im Tenniskostüm an den Nachbartischen — kam breitbeinig ein Matrose daher, fragte in seinem Platt herum, fand mich und brachte mir ein Briefchen.

„Vom Kapitän Böhnicke," sagte die Blaujacke, grüßte und verschwand.

Böhnicke schrieb: „Alter Freund! Ich habe ganz plötzlich den Dienst für einen erkrankten Kollegen übernehmen müssen. Kann leider nicht kommen. Zu schade! Hätte gern mal mit dir ein Männerwort geredet. Ich habe dich nie vergessen und die vornehme Gesinnung, die du schon als Junge hattest. Ich habe die Geschichte mit dem Globus oft erzählt, wie du für mich armen Teufel die Sammlung einleitetest und selbst dein ganzes Taschengeld hergabst, damit ich für die aus Unvorsichtigkeit zerbrochene Erdkugel der Schule eine neue kaufen könnte ..."

Da war sie wieder, die „vornehme Gesinnung"! Ich wollte sie loswerden. Es ging nicht! ...

Am Tag der Abreise beim letzten Bad, das mich noch zum Abschied erquicken sollte, verlor ich den Unglücksbrief irgendwie aus der Tasche. Ein Berliner, der mit mir im selben Hotel wohnte, hatte ihn gefunden und brachte ihn mir.

Ich zerriß ihn sofort, da ich keine Autographen von Ostseekapitänen sammle und auch befürchtete, es könne jemand die dumme Geschichte von meiner vornehmen Gesinnung lesen.

Diese Vorsichtsmaßregel abcr kam zu spät. Der Herr aus Berlin *hatte* den Brief bereits gelesen. Machte auch gar kein Hehl daraus.

Als ich verspätet — denn ich hatte meine Koffer gepackt, die, wie immer, nicht zugingen — zu Tisch kam, standen Blumen vor meinem Couvert. Auch Sekt war angefahren.

Der Herr aus Berlin hielt eine Rede auf mich. Er bedauerte, daß ich abreise; bedauerte das um so mehr, als er — der ganze Saal hörte zu — jetzt erst erfahren habe — durch einen Zufall, nicht von mir — eine wie vornehme Gesinnung ich besitze.

Und er erzählte, während die Lendenschnitte kalt wurden, die Geschichte vom Globus.

Eine Geschichte, die er aus einem gefundenen Brief gelesen hatte und die gar nicht richtig war.

Ich wollte protestieren. Aber man ließ nichts gelten und brachte mir drei Hurras. Die Blumen, sagte der Wirt, seien von seiner Schwiegermutter, die ihm die Bücher führe. Der habe der Herr aus Berlin schon vorhin im Bureau die Geschichte vom Globus und meiner vornehmen Gesinnung erzählt. Außerdem machte er mich darauf aufmerksam, daß ich sofort aufbrechen müsse, wenn ich den Zug noch erreichen wolle.

Als ich acht Tage später meine Praxis in Berlin wieder aufnahm, war der zweite oder dritte, der im Wartezimmer aufstand und in mein Sprechzimmer kam, ein alter Patient von mir, ein Kaufmann aus dem Bayerischen Viertel. Krank sei er diesmal nicht, sagte er, auch seiner Familie gehe es leidlich wohl. Aber er käme, um meine Liquidation zu begleichen. Gewiß, er gebe zu, ich sei häufig in sein Haus gerufen worden — als das Annachen die Mandelentzündung hatte, die Gott sei Dank keine Diphtherie war, und als das Peterchen den Hosenknopf geschluckt hatte, und als die Köchin irrtümlich in die kochende Milch gegriffen. Aber es seien so schlechte Zeiten. Der Hauswirt habe ihn gesteigert und ein Umzug sei gar zu teuer. Und ich hätte — er wisse das — so eine vornehme Gesinnung ...

Woher er das wisse? Ich glaube, ich habe die Frage fast unhöflich gestellt.

Er habe einen Brief bekommen von einem Vetter seiner Frau, der an der Ostsee seine Ferien verbracht. Darin habe gestanden: „Euer Hausarzt hat auch in unserem Hotel gewohnt. Wir haben ihn sehr gefeiert, als er abreiste.

Er ist aber auch ein Mann mit einer wahrhaft vornehmen Gesinnung. Schon als Junge hat er — wie wir hier erfuhren — einen Globus ..."

Sie verfolgt mich seitdem, die Geschichte. Es war vielleicht dumm, daß ich dem Patienten aus dem Bayerischen Viertel, um ihn loszuwerden, die Hälfte seiner Schuld erließ. Die andere Hälfte hat er mir auch noch nicht bezahlt; aber er erzählt dafür die Geschichte vom Globus überall herum. Der Mann hat einen Zigarrenladen, und drei Viertel meiner Patienten kaufen bei ihm.

Was soll ich machen? Den Leuten das Rauchen verbieten?

Wie singt Heine? „Ich unglücksel'ger Atlas! Eine Welt — die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen ..." Ich werd' ihn nicht los, den Globus. Und die vornehme Gesinnung, die daran klebt, auch nicht.

Proteste nützen nichts mehr. Für dieses Leben hab' ich mich damit abgefunden.

Wenn sie mir's nur nicht noch aufs Grab bescheinigen. Mit einem Marmorglobus darüber, der auf den Rocky Mountains 'ne Beule hat und über Helgoland 'ne Schramme bis in den Zuidersee.

Marions Redoute

I

Sie wollte und wollte nicht mit der Sprache heraus: aber wir ließen nicht locker. Sie hatte die hübschen, ein wenig zu sanften Augen ihres Vaters. Aber um den Mund der schlanken blonden Dreißigerin, die oft noch für ein junges Mädel gehalten wurde, zuckte und zögerte eine weibliche Verschmitztheit.

„Nein, wirklich, ich möchte nicht ..."

„Also, liebe kleine Frau" — der Meister, der, seit die Nationalgalerie zwei Werke von ihm angekauft hatte, allen hübschen Frauen auf die ausgeschnittenen Schultern klopfte und die hübschesten väterlich duzte, wenn er mit ihnen allein war, drohte ihr mit dem Finger — „also haben Sie Ihr Abenteuer gehabt? Auf dem einzigen Maskenball, den Sie zugeben — und Ihr Wort in Ehren. Und dieses Abenteuer verhindert Sie jetzt nach sechs, acht Jahren unserer Bitte zu willfahren, unsere Kniefälle zu erhören und uns im Domino — ich sah jüngst einen pfirsichfarbenen mit kleinen Silberflocken, der wunder-

voll zu Ihrem Teint und Ihren Haaren stehen würde — zu begleiten."

„Also," sagte der Assessor, der bei der Staatsanwaltschaft arbeitete, und machte ein Gesicht, als durchschaue er alles, „also lebt er noch — und Sie fürchten, ihm wieder zu begegnen."

„Um's Himmels willen . . ." Frau Marion lachte, daß ihre Zähne blitzten und die Augen klein und feucht wurden. „Sie werden noch einen Kriminalroman aus meinem „Abenteuer" machen. Der Assessor wird mit Hilfe einiger Sherlock Holmes „ihn" ausgraben lassen — denn er lebt nicht mehr. Und der Meister wird mit all der Vorsicht, die ihm eigen, mir heute nacht brieflich väterliche Vorwürfe machen. Und der freche Doktor dort baut eine der kleinen Geschichten daraus, die dann später eine Anekdote werden . . ."

„Und dann schreibt sie ein anderer noch einmal," lachte ich vergnügt, „und antwortet mir auf meine fröhliche Reklamation kühl von oben herab: „Bedaure, aber ich habe die Geschichte von österreichischen Kavallerieoffizieren gehört... Die Geschichte ist wirklich passiert — in Linz oder wo . . .""

„Nun also, meine Herren und Freunde und Vasallen“ — sie strich ihre fabelhaft blonden Haare zurück und sah lächelnd an uns vorbei auf die Familienbilder an der Wand — „damit Ihre hungrige Phantasie kein Verbrechen an meiner Vergangenheit begeht, will ich Ihnen die kleine Geschichte erzählen.

Sie haben — alle, nicht wahr — meinen Vater gekannt?

Sie nicken und lächeln diskret. Meinen Sie, wenn Ihr Lächeln reden könnte, ich erführe Neuigkeiten?

Er hat mit seiner etwas altmodischen Art, sich zu geben, oft den Spott herausgefordert. Er sprach von den Frauen wie von Heiligen. Der einfachsten küßte er die Hand, der jüngsten hätt' er, vom Hexenschuß geplagt, noch ein fallendes Wollknäuel aufgehoben. Die Dienstmädchen behandelte er mit einem ritterlichen Respekt und meine Putzfrau, die auf der Treppe ausgeglitten, hab ich ihn selbst — im Pelz und Zylinder — aufheben und am Arm in die Wohnung führen sehen.

Ich, seine einzige Tochter, vergötterte ihn. Mama war früh gestorben. Ich kannte eigent-

lich nur ihre Bilder, um die stets an ihrem Geburtstag, im Juni, ein paar Rosen standen — von Papa — an denen Weihnachten niemals ein kleiner, von Silberfäden durchzogener Tannenkranz fehlte.

Wenn mein Vater von Mama sprach, war's immer, als ob er sich innerlich verneige. Und wenn jemand sagte, daß ich ihr ähnle, zog er mich an sich und liebkoste meine Wangen mit seinen schlanken, gepflegten und doch so männlichen Händen. Und einmal küßte er mich lange ins Haar auf den Scheitel und sagte dann:

„Mädel, wie seltsam — ganz denselben Haargeruch, der an eine frischgemähte Wiese erinnert, hatte deine liebe Mutter! ..."

Seit dem Tage hat er mich oft ins Haar geküßt — ganz sanft und behutsam —, wenn er im Frack, der seiner schlanken, elastischen Figur so gut stand, mir gute Nacht sagte, ehe er in eine seiner wissenschaftlichen Gesellschaften ging, oder — seufzend — in Gesellschaft ...

Die alte gute Missis Schmidt erzog mich. Sie roch immer nach Kamillen, war angeblich in Liverpool geboren und in Genf aufgewachsen. Sie sprach das Französische mit englischem Ak-

zent, das Englische mit französischem Akzent und das Deutsche nicht gut. Ihr Stolz war, daß sie acht Jahre lang in der Familie eines Pascha am Goldenen Horn gelebt hatte, der später verbannt, dann Minister und schließlich gehenkt wurde. Den Töchtern dieses Würdenträgers hatte sie europäische Sprachen und Sitten erläutert. Wenn sie sehr guter Laune war, rezitierte sie ziemlich lange türkische Gedichte; und wenn man sie sehr glücklich machen wollte, schenkte man ihr türkisches Konfekt, das entsetzlich süß war und sich wie Gummi zwischen den Zähnen zog, so daß man noch am Abend davon im Munde hatte, wenn man morgens davon genascht.

Mein Vater aber, der galant gegen jede Dame war, und mit einem wundervollen Gedächtnis für kleine Schwächen und Wünsche die Freude am Schenken verband, ließ der guten, dicken, sommersprossigen Miß, die anzusehen gewiß keine Augenfreude für den verwöhnten Kavalier war, bei allen Gelegenheiten türkisches Konfekt kommen: zu ihrem Geburtstage, zu Weihnachten, zum Beiramfest und zum Geburtstag des Sultans . . .

Eines Tages war die Missis, die mich neun Jahre betreut hatte, auf der Promenade vor dem Stadtpark ohnmächtig geworden, weil sie, wie immer, zu stark geschnürt und der Tag heiß war.

Ein junger Herr, brünett, groß, Hakenquart im Gesicht — na, Sie kennen ja meinen Mann —, stellte sich uns als Mediziner vor, verstaute mit Hilfe eines Schutzmanns die Missis, die ohnmächtig, und mich, die vor Schreck halbtot war, in einer Droschke und fuhr mit uns nach Hause.

Er behandelte die Missis vierzehn Tage und verlobte sich am fünfzehnten mit mir.

Mein Vater zog die peinlichsten Erkundigungen ein. Familie, Vermögensverhältnisse, Studiengang, Gesundheit — alles war in Ordnung. Und am Bilde der Mutter, an dem ein prachtvoller Strauß Marschall-Nil-Rosen stand, legte er unsere Hände ineinander und sagte:

„Habt euch lieb — behaltet euch lieb — verzeiht euch manchmal was, weil ihr euch lieb habt!" ... Der Pfarrer hat später länger, aber nicht schöner geredet.

Sie wissen, ich bin eine glückliche Frau geworden. So glücklich, daß ich mir ruhig von

Ihnen allen ein bißchen den Hof machen und die anderen drüber reden lassen kann. Der eine schickt mir heimlich Blumen. Der andere fragt, ob wir nicht mal zusammen frühstücken wollen. Der dritte, der Meister, zeichnet mich durch das trauliche „Du" aus, wenn wir allein sind. Alle wissen's — auch mein Mann —, nur unser lieber Meister glaubt, es ist das große Geheimnis unserer Seelenfreundschaft. Seien Sie mir nicht bös, daß ich ein bißchen lache . . ."

— — — — — — — — — — — — — —

Der Meister strich sich mit einem etwas gequälten Lächeln das glattrasierte Kinn: „Schelmin", sagte er geziert, die Geschichte Marions gegen die Abrede unterbrechend, „hängt meine seelische Abhängigkeit von Ihren schönen Augen mit Ihrer Geschichte zusammen?"

„Ja und nein. Ich wollte nur sagen: ich war und bin glücklich. Mein Mann operiert Blinddärme und Brüche, macht kranke Menschen wieder stark und widerstandsfähig, Verzagende hoffnungsfroh — ja, und manchmal schickt er auch unsern Einspänner morgens als Ehrengeleit hinter einem schwarzen Wagen her.

Aber abends hat er Zeit für mich: weiß zuzuhören und zu erzählen und sieht zuweilen noch, daß ich erst dreißig Jahre alt bin, noch keine Zahnlücke habe, keine Stirnfurche und kein weißes Haar.

Damals — in der ersten Zeit unserer Ehe — war er sogar verliebt. Ich auch.

Was sich von meinen Wünschen mit seiner Zeit, seinem Beruf, seinen Mitteln und Überzeugungen vertrug, bekam ich. Nach jedem Kind einen Brillantring. Sie sehen, ich trage drei Steine; meinen einzigen, wohlverdienten Schmuck.

Einen Wunsch hat er mir nie erfüllt: ich wollte zu gern einen Maskenball sehen.

„Ich bin kein Mensch für den Mummenschanz," sagte er immer wieder. Und schließlich: „Wenn dein Vater dich mitnimmt ..."

Papa —! Ich mußte hellauf lachen. Wenn ich mir Papa in seiner gemessenen Feierlichkeit auf einem Maskenball dachte ...

Aber schließlich, vielleicht erhöhte das ja das Amüsement. Ich wollte ja auch nur schauen, meine Neugierde befriedigen. Und man klebt ja auch nicht immer zusammen auf einem solchen Fest, nicht wahr?

Ich sprach mit Missis. Sie führte dem Vater jetzt den Haushalt, roch immer noch nach Kamillen und schnürte sich immer noch sehr. Sie meinte, Papa sei niemals auf solche Feste gegangen — Jean, der Diener, wisse das. Er höre nach wie vor viel Vorlesungen — in der Ethnographischen Gesellschaft, in der Geographischen Gesellschaft, in der Gesellschaft für Erforschung der Ozeane. Manchmal blieben die Herren dann noch ein wenig zusammen. Er selbst sprach nie davon: kam jeden Morgen frisch, sauber rasiert, adrett, gut gelaunt zum Frühstück.

Ich faßte mir ein Herz und redete nun mit Papa, trug ihm meine Bitte vor.

Er war sichtlich konsterniert. Er — auf einem Maskenball! Ich — auf einem Maskenball! Er mit mir — ich mit ihm ... auf einem Maskenball! Auch hätte er eine Sitzung in der Kolonialgesellschaft an dem Abend der nächsten Redoute. Und was denn mein Mann dazu sagte ...

Ich erläuterte ihm, daß mein Mann ihn als Mentor genannt. Dann schmeichelte, bat, schmollte, lachte, versprach ich —

Der Effekt war klar. Mit einer etwas veralteten, etwas lavendelduftenden Galanterie küßte

er mir die Hand und nickte, in sein Schicksal ergeben.

Er besorgte also Karten für die erste Redoute im Museum.

Als ich ihn im weißen Atlasdomino über der riesigen Halskrause anlachte, lachte er mit. Ein wenig verlegen und ein wenig stolz.

„Wie nett du aussiehst — du wirst ... du wirst dich am Ende nicht amüsieren ...“

Ich war überzeugt, er hatte was anderes sagen wollen.

Als er mir in der Garderobe den Pelz abnahm und der erste Pierrot mir mit der Pritsche leicht auf die Schulter schlug: „Na, Kleine — sieht man dich auch mal wieder!“ wär' ich am liebsten wieder umgekehrt. Aber ich schämte mich, nahm meinen ganzen Mut zusammen und ging, möglichst leichtfüßig trippelnd, neben Papa in den Saal.

Von den Galerien wehten Fahnen, grinsten Pappmasken, hingen bunte Papierschlangen. Irgendwo spielte ein Orchester; aber es drang nur selten durch das Gelächter, Gejohle, Gescharre und all das seltsame Gemisch der Geräusche von Knarren, Sektpfropfen, Tierstimmen.

Es ist möglich, daß schöne und echte Kostüme da waren. Ich sah nur Farben, und spürte nur den entsetzlich heißen Dunst wie aus hundert überhitzten Frisiersalons. Dazwischen roch's wieder nach Maskengarderobe, Wildsauce, Blumen, Benzin, Chypre, Leim und Zigaretten.

Die Türsteher, kam mir vor, hatten meinen Vater respektvoll begrüßt. Er sah aber auch gut und würdig aus. Die weißen Flocken an den Schläfen machten erst darauf aufmerksam, wie jung Augen, Haltung, Hände, Gang noch waren.

Auch die Damen — ich begriff das — redeten ihn im Schutze ihrer Masken an, lachten, taten vertraut, nannten ihn „Dickerchen", obschon er so schlank war, „Alterchen", obschon er jünger aussah, als viele der blasierten Jünglinge, die mit gemachter Gleichgültigkeit, wie zerbrochen oder von oben eingehauen, an den Säulen lehnten, und mit blinzelnden Augen oder durchs Einglas in das tolle Walzergewühl des Saales schauten.

Mein Vater grüßte hie und da einen Bekannten, gab reserviert höflich das Scherzwort einer Dame zurück. Keckheiten überhörte er; Zudringlichkeiten, die mir galten, wehrte er durch



einen strengen Blick oder eine unnachahmlich vornehme, symbolisch zurückdrängende Bewegung der linken Hand.

Ich hatte das Gefühl, er zieht sich als Kavalier aus der Affäre; aber er wäre tausendmal lieber in der Ethnographischen Gesellschaft, in der Geographischen Gesellschaft oder in der Gesellschaft für Erforschung der Ozeane.

So gingen wir durch den Saal oder eigentlich um den Saal herum, von den Säulen zu den Logen, von den Logen zur Estrade, auf der die Musik saß, und auf der anderen Seite zurück zu den Säulen.

„Möchtest du nicht etwas essen, Kindchen? Vielleicht ein Schinkenbrötchen?“

„Nein. Ich habe zu Hause ... Man kommt doch auch nicht hierher, um Schinkenbrötchen...“

„Oh, das ist wohl verschieden,“ belehrte er mich freundlich.

Und wir gingen wieder um den Saal herum, von den Säulen zu den Logen, von den Logen zur Estrade, auf der die Musik saß, und auf der anderen Seite zurück zu den Säulen. Zehnmal, fünfzehnmal, zwanzigmal gingen wir so.

Es wurde immer voller, lauter, heißer.

Die letzten drei, vier Runden war ein Kavalier hinter uns geblieben, den ich kannte. Ein Frauenarzt, der zwei Tanten beerbt hatte, und von dem die Sage ging, er lebe recht locker, ohne daß das seinem Verkehr oder seiner Praxis geschadet hätte.

Ich gefiel ihm offenbar, und er sprach von hinten mehrfach zu mir, scherzte und stellte neckische Fragen. Ich antwortete mit leicht verstellter Stimme über die Schulter.

Mein Vater, der ihn auch gesehen, sagte plötzlich: „Ja, Kleine, vielleicht lernst du besser das Treiben kennen, wenn du ein Viertelstündchen mit einem jüngeren Herrn . . .“

Dieser Vorschlag fiel zusammen mit den lebhaften Avancen, die eine sehr weit ausgeschnittene rotseidene Pierrette mit üppigen blauschwarzen Haaren meinem Vater machte, und die er kühl, aber höflich ablehnte.

Ehe ich recht wußte, wie mir geschah, hatte mich der Doktor untergefaßt.

„In einer Stunde unter der Uhr zwischen den Palmen —“ hörte ich noch meinen Vater ermahnen.

Dann waren wir mitten im Gewühl, hatten bald Konfetti, bald Pfauenfedern im Gesicht,

bald trippelten wir auf knisternden Seidenschleppen herum, bald riß mich mein Führer zu ein paar Walzertakten mit dem Strudel ...

Ich kam eigentlich erst zum Bewußtsein in einer Nische vor einem sauber gedeckten Tischchen, und das erste Wort, das ich wieder deutlich hörte, war:

„Ober, die zweite auch gleich kalt stellen — und ein paar Sandwichs dazu!"

Der Doktor wollte mir die Maske abnehmen — ich schlug ihn auf die Hände.

Er wollte mich küssen —

„Artig sein!" ich verbat mir's.

Er goß ein, trank hastig und erzählte. Er kannte fast alle hier — die Unmaskierten und die Maskierten, und in der kecken Mischung von Laune und Bosheit prägte er hübsche, treffende Scherzworte, die mich lachen ließen. Dann erzählte er Geschichten aus der Praxis, ohne Namen, aber indiskret durch das Parfüm der Krankenstube, aus der sie kamen, halb Patschuli, halb Karbol.

Ich verbat mir die zweideutigen Histörchen.

Er lachte, versuchte wieder mich zu küssen ...

Ich entwand mich ihm fast mit Gewalt und war wirklich ein bißchen ärgerlich.

Auf einmal, wie aus der Pistole geschossen, sagte er, ganz nüchtern, nur mit einem tiefen Erstaunen in der Stimme: „Aber — du bist ja wirklich ... anständig?"

„Ja, haben Sie daran gezweifelt?"

„Natürlich. Du bist doch mit dem alten Traugott gekommen ..." Sie wissen, Traugott ist der ziemlich seltene Vorname meines Vaters.

„Ja," sag' ich, „und ...?"

„Ja, Mädel, weißes Räbchen, liebes, kleines — an—stän—di—ges Kerlchen —, wie kommst du denn zu dem alten Casanova, dem Traugott?"

„Erlauben Sie ..." ich glaube, meine Stimme parierte nicht recht, „... das ist ein sehr sittenstrenger Rentier ..."

„Der Traugott —? Ausgerechnet der Traugott!" Er lachte nicht, er prustete, als habe er sich verschluckt.

„Jawohl. Er ist Mitglied der Ethnographischen Gesellschaft, der Geographischen Gesellschaft, der Gesellschaft für Erforschung der Ozeane..."

„Was du nicht sagst! Hat der ein Glück! Eine Ethnographische Gesellschaft gibt's leider hier gar nicht. Die Gesellschaft zur Erforschung

der Ozeane ist nur Projekt. Und der gute Traugott ist ein alter Sünder. Die kleine Ninette vom Ballett ist auf der letzten Redoute mit ihm gewesen. Sonst hat er meist die Fackeltänzerin vom Kolosseum mit, seit die fuchsroten Schwestern Brodelli nicht mehr hier sind ..."

„Irren Sie sich ... auch nicht? —"

„Ich werd' den Traugott verwechseln! Liebes Kind, mir selber, wie du mich hier siehst, mir hat er doch — als er die Irma Brodelli in der Klinik besuchte — sie war vom Trapez gefallen, die hübsche Krankenschwester ausgespannt ..."

— — — — — — — — — — — — — —

Punkt ein Uhr trafen wir Papa unter der Uhr zwischen den Palmen.

Er war etwas rot im Gesicht, und seine Augen glänzten.

„Es ist warm hier, nicht?" sagte er freundlich und harmlos.

Ich antwortete und sah den Doktor scharf dabei an, der auch gelacht hatte:

„Jawohl, lieber P a p a — es ist recht warm hier." Und auf das „Papa" legte ich einen Ton, der — der ... nun der mir heute nicht mehr gelänge.

„Ich habe meine Zigarrentasche auf unserm Tisch vergessen —," sagte der Doktor und verschwand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen, als ich zum Frühstück kam, saß Papa schon Missis Schmidt gegenüber, frisch, sauber rasiert, adrett, gut gelaunt.

„Fragen Sie mein Töchterchen selbst, verehrte Missis. Nicht wahr, liebes Kind, so eine Redoute — einmal, man sieht sich's an ... und nie wieder."

„Nie wieder, Papa!"

„Mein Kind, was?" sagte er stolz zur Missis. Und dann fügte er hinzu: „Wir müssen etwas früher essen heute abend, wenn's euch recht ist. In der Gesellschaft zur Erforschung der Ozeane wird heute der Schriftführer gewählt."

Ich sah ihn über den Frühstückstisch aus zwinkernden Augen an. „Ich hab' so 'ne Ahnung, Papa, du wirst es."

„Ich fürchte fast selbst." Es klang wie ehrlichste Betrübnis eines Mannes, der sich lastenden Pflichten nicht entziehen kann.

„Er ist unermüdlich; er reibt sich auf,“ seufzte die Missis.

Und ihr bewundernder Augenaufschlag sagte: „Schade, daß der prächtige Mann so durchaus wissenschaftlich in Anspruch genommen ist!“

Das Modell

Nepomuk Kilian war mein Onkel. Und ich war Student. Beide unverheiratet, aber ich mit mehr Glück.

Seine Haushälterin schikanierte ihn viel. Ein Märchen aus uralten Zeiten mochte ihr gewisse Rechte dazu geben. Deshalb reiste er gern. Denn sie blieb dann zu Hause. Ungern; aber sie blieb, weil er ihr gemeinerweise alle Eisenbahnunglücke wochenlang vorher aus der Zeitung vorgelesen hatte.

Meistens kurz nach besonders schrecklichen Eisenbahnunglücken in Ohio oder im Kaukasus kam Onkel Nepomuk Kilian nach München. Dort pflog ich der Studien und verkehrte sehr viel mit Künstlern, die meistens gerade kein Nordlicht hatten und deshalb spazieren gingen.

Da Nepomuk Kilian mein Onkel, ich aber Student in München war, so leuchtet für jeden Verständigen ein, daß ich Nepomuk Kilian anpumpte, wenn er nach irgendwelchem großen Eisenbahnunglück nach München kam.

Einmal saßen wir im Ratskeller — ich weiß noch wie heute, die Kellnerin hieß Kathi, und dem Wassermädchen fehlte der Eckzahn; das kommt übrigens merkwürdig oft bei Münchener Wassermädchen vor — da nahm ich nach längerer Pause den Burgunder vom Mund und das bisher wenig interessante Gespräch wieder auf:

„Du, Onkel, du könntest mir fünfzig Mark pumpen."

„Schon wieder? Warum nicht gar?"

„Allerdings — warum nicht gar achtzig. Die Zinsen schlagen wir gleich drauf: macht hundert."

„Das sind so Geschäfte, die dir passen können," nickte der Onkel und klopfte seine Samtweste, auf die er sehr stolz war, obschon sie mit Vergißmeinnicht bestickt war und ihn sehr heiß machte. „Aber", fuhr er bedächtig fort, „du sollst sie haben, wenn — hm. Ich will nämlich auch mal was haben dafür."

„Haben? Schön. Ich könnte dir Beckers Pandekten anbieten, einen Regenschirm, an dem du nur das Gestell erneuern, den Griff leimen und den Überzug nähen lassen mußt, dann kannst du ihn — mindestens nachts — noch benutzen. Und zwei angerauchte Meerschaumköpfe geb' ich dir drein, weil du Familie bist."

„Unsinn,“ sagte Onkel Nepomuk Kilian. „Ich will doch kein Geschäft mit dir machen. Behalt deinen Regenschirm und deine Meerschaumköpfe. Aber — — hm, du verkehrst doch mit Künstlern?“

„Allerdings. Höchst talentvollen, genialen jungen Leuten.“

Das ist nämlich das hübsche, ich verkehrte nie mit anderen als mit Genialen. Tatsache. Und die's noch nicht waren, wurden's, sobald sie mit mir verkehrten. Später ließ das dann wieder nach, das Talent und das Genie. Und von den meisten hab' ich nie mehr was gehört.

„Ich wußte das aus deinen Briefen,“ nickte der Onkel. „Tja, was ich sagen wollte — sieh mal, ich bin ein oller Knopp, nicht?“

„Laß uns nicht vom Testament sprechen,“ lehnte ich bewegt ab. „Ich weiß, daß du deinen einzigen Neffen . . .“

„Aber, wer spricht denn vom Testament?“

„Ich dachte, du.“

„I bewahre. Im Gegenteil, was erleben will ich, was sehen.“

„Ach so — du willst gute Bilder . . . Also mein Freund Puffschachtel hat jetzt ein Still-

leben gemalt — also großartig — einen Radi, drei harte Semmeln, einen leeren Bierkrug — kurz seine eigene Vorratskammer."

„Stuß!" wehrte Onkel Nepomuk Kilian ärgerlich. „Ich weiß, wie Radis aussehen, dazu brauch' ich keine Ölbilder! Und trockene Semmeln reizen mich nicht."

„Schade, die Semmeln sind gut gemalt."

„Aber — nun laß mich mal ausreden, Junge, ja — sonst sind unsere Geschäftsverbindungen Essig —"

Ich markierte scharf interessevollste Teilnahme.

„Also: denk' dir, so alt ich bin, ich habe noch nie ein Modell gesehn ... verstehst du — ein Modell!"

„Natürlich versteh' ich."

„Also, so wahr ich hier sitze und dein leiblicher Onkel bin — noch nie ein Modell."

„Nicht möglich!"

„Ehrenwort!"

„Und du möchtest ..."

„Ja — ja. Zu gern möcht ich mal!"

Der Onkel stieß mich unter verlegenem Gelächter neckisch in die Seite, daß mir die Rippen krachten.

Ich überlegte.

„Also — abgemacht — du pumpst mir hundert Mark — ich verspreche dir, daß du sie nie wieder kriegst —."

„So weit haben wir schon früher Geschäfte zusammen gemacht."

„Allerdings. Aber nun kommt das Neue: ich führe dich zu einem meiner Freunde, wenn er sein Modell malt."

„Du also, wenn du das könntest ..."

„Na, weißt du, Onkel, so leicht ist die Sache nicht. Aber — wenn du versprichst ..."

„Alles. Gerade alles Negative — verstehst du — kann ich mit gutem Gewissen versprechen. Du verstehst?"

„So ungefähr. Also paß mal auf. Du hast doch gewiß von dem berühmten Eberhard Buller gehört?"

„Eberhard Buller — ist das nicht ein Apotheker in Idstein?"

„Ein Apotheker in Idstein? Was sollte der uns wohl nützen? Zum Pillendrehen braucht er doch keine Modelle!"

„Ach so, der Eberhard Buller ist Maler?"

„Und was für einer! Ein Genie. Auf der letzten Ausstellung hätte er beinahe die silberne

Medaille bekommen. Noch naß sind seine Bilder — und schon weg."

„Da hat er gewiß sehr schöne Modelle."

„Also — großartig, direkt vom Land — alle."

„Vom Land!" Der Onkel schnalzte mit der Zunge und seine treuherzigen Augen traten aus den Höhlen. Er erinnerte sich wohl der Zeit, da Minka Susanne Heumichel, seine Wirtschafterin — vor einundzwanzig Jahren — auch vom Lande gekommen war. Drall, rotbäckig, derbfrisch und mit Grübchen in den Armen und auch sonst.

„Kathi — zahlen!" Der Onkel hatte es eilig. „Könnten wir gleich ...?"

„Tja — wieviel Uhr ist's? Zwölf. Ja, nu wird er wohl noch im Atelier sein. Aber wir müssen erst mal telephonieren. Denn verstehst du, am Ende erlaubt er's nicht, daß du ... na, ich werd' sagen, daß du dich sehr ruhig und artig verhältst ..."

„Aber, du kennst mich doch!"

„Nicht reizen!"

„Aber, du bist doch —!"

„Schön. Und dann. Das Modell muß doch auch da sein, nicht wahr?"

Und wir telephonierten. Der Onkel hielt den einen Hörer, während ich, den anderen Hörer am Ohr, mit Eberhard Buller, meinem Freunde, also sprach:

„Du — Buller, bist du's selbst? Ja. Also, du, hör mal, — bist du im Atelier? Ja. Malst du gerade? Noch die von neulich? Dieselbe? — So, so. Also, verstehst du, ein Onkel von mir — ich hab dir schon öfter erzählt — ja, der Nepomuk Kilian, ein geradezu prächtiger alter Herr, eine Seele von einem Verwandten — na, ich darf's ja sagen, da er's nicht hört ..."

Der Onkel wehrte beschämt ab. Ich aber fuhr fort ins Telephon:

„Ich bin ihm auch sonst verpflichtet, du verstehst ... Nun möchte er gern mal zusehn, wie du das machst. — Geniert's dich? Nicht? — Ich dacht' mir's. Sehr nett. Also ..."

Der Onkel zupfte mich am Ärmel und brachte seinen Mund dicht an mein Ohr. „Du — frag ihn mal, ob sein Modell — hm, ob sie viel anhat, — verstehst du?"

Ich verstand, nickte ernst und telephonierte:

„Du malst sie doch, wie sie ist, nicht wahr? — Ich meine ..."

„Was hat er gesagt?“ fragte der Onkel.

„Er hat „Viech!“ gesagt. Das heißt hier in München so viel wie selbstverständlich.“

Der Onkel war sehr befriedigt.

Unterwegs kaufte er ein paar Rosen für das Modell.

„Ich weiß nicht, ob sie sich gerade aus Rosen was macht,“ sagte ich.

Aber er kaufte. Und während er zahlte, bemerkte er voll Fröhlichkeit: „Anstecken — anstecken wird sie sich die Blumen ja nicht können, weil sie doch — na, du weißt schon . . .“

Er fand den Scherz sehr gut. Und war überhaupt in bester Laune. Die sich auch darin äußerte, daß er mir in der Droschke hundertzwanzig Mark gab. Nicht irrtümlich, sondern in voller Würdigung meiner Verdienste um Erfüllung seiner künstlerischen Wißbegier.

Wir stiegen in der unansehnlichen Straße aus, wo Eberhard Buller wirkte. Der Onkel machte sich auf vier bis fünf Treppen gefaßt, die er sonst nicht liebte, aber in Anbetracht des zu erwartenden künstlerischen Genusses ohne Murren zu überwinden versprach. Ich konnte ihm die angenehme Mitteilung machen, daß wir

ganz zu ebener Erde blieben. Er war froh und dankbar.

Wir gingen um das Haus herum, an einem Gartenhaus, einem Hinterhaus und einem Ateliergebäude vorbei und näherten uns dem Schuppen, in dem, wie ich wußte, Eberhard Buller jetzt vor der Leinwand stand.

Wir hätten durch die unansehnliche, aber breite Tür schon eintreten können, aber der Onkel mußte sich erst mit einem Hölzchen den rechten Stiefel reinigen, weil er in etwas getreten war.

„Verdammt noch mal, hier verkehren Kühe!"

Ich hatte am rostigen eisernen Ringe die Türe aufgezogen und dem guten Onkel, der, die Rosen in der rechten, das hilfreiche Hölzchen noch in der linken Hand, im Rahmen stand, bot sich ein, wie es schien, ihm gänzlich unerwarteter Anblick.

Auf einem Melkstühlchen stand vor einer Riesenleinwand Eberhard Buller, unrasiert, wie immer, den Gurt um die zerbeulten Beinkleider, in Hemdärmeln und trug dicke, leuchtende Farben auf.

Vor ihm aber, breitgestirnt, von starken Ketten gehalten, gescheckt, gesund, kraftstrotzend eine breitbäuchige, hohe Appenzeller Kuh.

„Verflucht noch mal —!" sagte der Onkel, der sich an den Dornen seiner Rosen gerissen hatte, und ließ das Bukett fallen.

Die Kuh schnupperte mit dem rosigen Maul am Boden, zog mit langen Lippen den Strauß heran und begann gemächlich und ohne Arg die schönen roten Rosen zu kauen.

„Siehst du, sie nimmt sie doch," nickte ich harmlos.

Und da der Onkel immer noch nicht die Sprache wieder fand zu einer weltmännischen Begrüßung, und der gute Eberhard Buller, die verschmierte Palette balancierend, etwas verlegen von seinem Melkstuhl stieg, so fuhr ich, die peinliche Pause überbrückend, fort: „Mein lieber Freund Eberhard Buller ist, wie du ja wohl weißt, einer unserer hoffnungsvollsten Tiermaler. Schüler von Zabratzky, der viel von ihm hält. Seine Spezialität sind Kühe. Die da ist aus Appenzell. Sie heißt Liese und . . ."

Die weiteren biographischen Mitteilungen hörte der Onkel nicht mehr.

„Was hat der merkwürdige alte Herr?" fragte der Maler verwundert.

„Er hat sich die Sache hier anders gedacht, wie mir scheint."

„So sind die Mäzene! Sei froh, daß du kein Maler bist!"

Der Tiermaler Eberhard Buller sagte das schwermütig; dann pfiff er ein Lied aus der „Schweizerfamilie" und bestieg den Melkstuhl, um weiterzumalen . . .

Der Onkel war nicht mehr anwesend im Hotel Leinfelder, als ich abends nach ihm fragte. „Abgereist nach der Schweiz," sagte der Portier.

Und die Kathi im Ratskeller meinte am Abend:

„Dös is g'scheit, nach der Schweiz! Milch trinken. Gar so aufg'regt is er g'wesen, der liabe alte Herr. A bissel ausruhn unter dem vüllen Rindviech auf der Alm, das wird eahm scho gut tun!"

Der gründliche Hugo

Das unterliegt keinem Zweifel: die Oberflächlichkeit der heutigen nervösen Generation, die über alles und noch einiges andere rasch mit ein paar übel geprägten Schlagworten abzuurteilen liebt, ist eine der unerfreulichsten Erscheinungen des Zeitalters des Telephons und der D-Züge.

Es gibt der jungen und leider auch der alten Leute gar zu viele heute, die leichtsinnig die Methode der peripatetischen Schule mißdeuten. Und weil Theophrast aus Lesbos und Strato von Lampsakus die angenehme Gepflogenheit ihres verehrten Lehrers Aristoteles übernahmen und „im Umherwandeln" ihre Schüler zu belehren suchten, deshalb glauben sehr viele der modernen Alleswisser, das Spazierengehen sei das Wesentlichste, und der Bummelweg durch die Welt sei zugleich der beste Weg zur Einsicht, Erkenntnis und Weisheit.

Sie trauen sich und ihren berühmten „offenen Augen" und ihrem noch berühmteren „gesunden Menschenverstand" dann zu, daß sie im Umher-

wandeln, ohne Arbeit, Fleiß und Studium sich die Berechtigung erwerben, über alles mit der ihnen eigenen Entschiedenheit zu urteilen. Sie sehen im Panoptikum einen keulenschwingenden Kaffer, der, im grellen Federschmuck, brennendes Werg frißt, und schreiben sofort über die Sitten der Naturvölker in Afrika. Sie lernen notdürftig die russische Inschrift einer Karawanenteeblechbüchse entziffern und reden seitdem über russische Sprache und Literatur. Sie reiten einmal auf einem hartmäuligen Maulesel von Castellamare aus auf den Vesuv und erörtern seitdem mit Freimut alle Fragen der Reitkunst und Pferdedressur, als habe der Graf Wrangel sein berühmtes „Buch vom Pferde" nicht ohne ihre beratende Mithilfe schreiben können.

Ich habe solche Kerle eigentlich lieb. In all ihrer Großmäuligkeit liegt etwas unendlich Kindliches, etwas rührend Naives. Nicht ohne die dialektische Fertigkeit der alten Sophisten vergöttern sie doch, wie jene Scharlatane der antiken Welt, das bequeme Prinzip der Subjektivität. Sie sind sich das Maß aller Dinge und stehen in der eigenen Beurteilung am Ende einer langen Entwicklungsreihe als unfehlbare Richter, auf

deren letztes Wort die ängstliche Welt mit verhaltenem Atem zu lauschen hat.

Und dann: sie sind die Glücklichen. Es gibt für sie kein Zaudern, keine Ungewißheit, keine Zweifel, wie es keinen Irrtum und keine Rätsel für sie gibt. Wenn sie — wie selten kommt das vor! — auf etwas keine Antwort wissen, so liegt das notwendigerweise an der Ungereimtheit der Fragestellung, an der Absurdität des Problems. Und wie alles, was der Dandy trägt, diesem angenehmen Jüngling als Mode und Gesetz erscheint, so erscheint ihnen alles, was sie tun und urteilen als Norm und Gesetz für die Gedankenarbeit der minderbegabten Mitwelt.

Wie anders jener Arme, der — um mit den triumphierenden Engeln im „Faust" zu reden — immer „strebend sich bemüht!" Er leidet schwer unter der eigenen Gründlichkeit. Wie eine Kugel schleppt er sie nach. Der Eindruck selbst ist ihm nichts mehr. Er muß untersuchen, was hinter dem Eindruck steckt, und wie der Eindruck sich zusammensetzt. So wird er der wahre Zergliederer seiner Freuden. Aber vielleicht treffen ihn auch die Leiden nicht so schwer, weil er überhaupt nach dem spinozistischen Wort handelt: daß

der Mensch sich nur von seinen Leiden wie seinen Leidenschaften befreien kann, wenn er sie denkt.

Ich erinnere mich, in der Schule einen Freund gehabt zu haben, der mir heut wie ein seltsam warnendes Beispiel der Allzugründlichen erscheint.

Er führte den Vornamen Hugo, den ich nie besonders schön fand. Und wie man sich aus irgendeinem törichten Vorurteil unter bestimmten Namen immer wieder bestimmte Eigenschaften verkörpert denkt, so konnte ich mir unter Hugo mein Leben lang immer nur etwas Weiches, Zauderndes, Unentschlossenes und nichts besonders Geistig-Regsames vorstellen. Und das trotz Hugo dem Großen, der keck den gesalbten König Ludwig gefangensetzte; trotz Hugo von St. Viktor, dem klugen Mystiker, der schon im zwölften Jahrhundert die empirische Wissenschaft und die Heilige Schrift zusammenwirkend sehen wollte!

Mein Freund Hugo gehörte als Kind schon zu jenen schwer auf die Nerven fallenden kleinen Menschen, die immer und überall ein „Warum“ bereit haben. Das furchtbare „Warum“, das alle Freude der Welt zerstören kann, lag ihm stets auf den Lippen. Es war fast wie ein Mechanismus bei ihm.

Ich erinnere mich noch deutlich einer kleinen Szene. Unser Lehrer im Anschauungsunterricht, ein gütiger und geduldiger Mann, hatte uns erlaubt, Fragen an ihn zu stellen über das große bunte Bild, das er über die Tafel gehängt und in seiner munteren Weise erklärt hatte. Es war eine Herbstlandschaft; unten der Strom, Rebenhügel, daran emporragend, und zwischen den ragenden Stäben Winzerinnen mit Messern und Bütten. Wir anderen fragten wohl neugierig, ob das roten oder weißen Wein gebe? Ob der Fluß einen Namen habe? Wie viele Winzerinnen da wohl arbeiten? Ob die Messer zum Traubenschneiden besondere Messer seien — und was weiß ich. Der gute Hugo aber fragte bloß: „warum?"; warum das gerade sieben Mädchen seien? Warum kein Schiff auf dem Fluß zu sehen sei und warum der Himmel blau sei? Und als dem alten Präzeptor endlich die Geduld platzte, und er den unermüdlichen Warumfrager hart anließ und ihm prophezeite, er werde ihm jetzt mit dem Rohrstock sein dämliches Gefrage beantworten, da ward der arme kleine Kerl ganz blaß vor Angst, hatte die Augen voll Tränen und stotterte nur: „Wa—wa—warum?"

Der gründliche Hugo wurde in den höheren Klassen weder ein guter noch ein schlechter Schüler. Überall stand er sich mit seiner Gründlichkeit selbst im Wege. Alle paar Tage gab er ein von seiner Mutter geschriebenes blaues Billettchen schüchtern und zögernd beim Ordinarius ab, und auf dem Billettchen stand die stereotype Phrase: „Ich bitte freundlichst zu entschuldigen, daß mein Sohn Hugo, obschon er, wie ich hiermit bescheinige, fünf Stunden angestrengt gearbeitet hat, das ihm aufgegebene Pensum nicht ganz erledigen konnte."

Das war kein Wunder; denn wenn Hugo einen Aufsatz über den alten Zieten schreiben sollte, so war er imstande, die Lebensgeschichten sämtlicher Reitergenerale, die ihm einfielen, zuvor zu lesen; vom Arvernerkönig Vercingetorix bis zum Hunnenfürsten Attila, von der Amazonenkönigin Penthesilea bis zu Pappenheim und seinen Kürassieren.

Als er das Abiturium trotz großer Kenntnisse in den entlegensten Gebieten nicht besonders glänzend gemacht hatte, ging der gute Hugo nach Freiburg, Philosophie zu studieren. Als im ersten Kolleg, das er über „Scholastik und christliche Philosophie" hörte, zufällig die heiligen Bücher

der Inder genannt wurden, war er sich sofort klar, daß er das Kolleg nicht weiter mit Nutzen besuchen könne, bevor er sämtliche Werke der indischen Weisheit in sich aufgenommen. Er besuchte deshalb kein Kolleg mehr; aber er fing an Sanskrit zu studieren. Er las die großen Sanskritepopöen, das Râmâjanam und das Mahâbhâratam, ging dann über zu den Wedas und den Içwarakrischnas und beschäftigte sich, als ich ihn im dritten Semester wiedersah, gerade ernstlich damit, die einzig übriggebliebene Elegie Panditarâdscha-Dschagannâthas ins — Lateinische zu übersetzen, da dieses Todeslied auf die „Perle des Hauses" im Deutschen trivial klinge.

Acht Wochen später mußte er in eine Kaltwasserheilanstalt, wo er mit keiner anderen erlaubten Lektüre als dem Bomster Kreisblatt drei Monate verblieb, um sich von seinen wahnsinnigen Vorbereitungen auf sein zweites Kolleg zu erholen . . .

Als er die Anstalt verließ, beschloß er, Schriftsteller zu werden. Dieser Entschluß wird häufig in Kaltwasserheilanstalten gefaßt.

Er war sich bewußt, ein reinliches Deutsch zu schreiben, leidlich vermögend zu sein und ein Herz

voller Ideale zu besitzen, über die er in seinen zahlreichen Mußestunden in seinem buen retiro bereits siebzehn Notizbücher mit aphoristischen Gedanken gefüllt hatte. Er brauchte also, wie er sich ausdrückte, weder von dem geistigen Erbe der Toten noch von der beschämenden Gnade der Verleger zu leben.

Die Sache war schön und groß gedacht. Sie hatte nur einen einzigen Haken; allerdings einen sehr krummen. Es stieg ihm nämlich sofort das peinliche Bedenken auf, daß er nun zwar das Mahâbhâratam und das Râmâjanam und die Elegien des Panditarâdscha-Dschagannâtha so ziemlich kenne, vom Leben aber und seinen Geheimnissen eigentlich nur sehr geringe Kenntnisse besitze. Die Kaltwasserheilanstalt — ja, die kannte er nun. Aber er konnte doch nicht alle seine Werke in diesem entsetzlichen Bau spielen lassen, in dem alles auf Filzpantoffeln ging, leise sprach, viel schlief und in nasse Tücher gewickelt wurde beim Erwachen?

Er kam also zunächst auf den glücklichen Gedanken, sein erstes Werk in Verbrecherkreisen spielen zu lassen. So eine Art deutscher „Raskolnikow“ schwebte ihm vor, wenn ich seine etwas

verworrenen Darlegungen damals nicht ganz mißverstanden habe.

Leider fehlten ihm zunächst die nötigen Beziehungen zu den Verbrecherkreisen. Er hatte in seiner ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft nicht einen einzigen Raubmörder oder auch nur den bescheidensten Taschendieb, der ihm hätte eine Empfehlung mitgeben können an den „Palisaden-Karl", an den „Messer-Jörgel" oder an den „Revolver-Friedrich".

Ein Kriminalschutzmann hatte schließlich Erbarmen mit ihm und seiner Wißbegier. Er führte ihn in eine der bekanntesten Verbrecherkneipen, die der gute Junge nun in einem unbeschreiblich schmutzigen Anzug, den er bei einem Trödler eigens dazu gekauft hatte, jede Nacht besuchte. Er trank schauderhaft Branntwein dort, sang Lieder, die ihn bei Tage schamrot machten, ließ sich von seinen neuen Freunden grüne Katzen vom Mond renommieren und rauchte gestohlene Importen, die keine Luft hatten.

Wenn er am anderen Morgen die schwere Üblichkeit und Magenverstimmung mit drei Migränins so ziemlich niedergepulvert hatte, dann saß er — ein feuchtes Tuch um die heiße Stirn

— am Pult und trug emsig die Ernte seiner Beobachtungen in ein dickes Notizbuch ein.

„Ich glaube, so arbeitete Zola", sagte er dann stolz.

Ich glaubte das nicht. Aber das war mein persönlicher verkehrter Standpunkt.

Nach vierzehn Tagen kam er strahlend zu mir. „Sie haben mir meine Uhr gestohlen!"

„Wer?"

„Nu, der Palisaden-Karl oder der Revolver-Friedrich. Ich glaube aber fast, der Palisaden-Karl."

„Und darüber freust du dich?"

„Aber natürlich. Welcher psychologische Einblick! Ich habe ihnen gestern die ganze Zeche bezahlt — ich. Und sie haben mich doch bestohlen. Das ist doch glänzend, was? Solche prachtvolle Gemeinheit! Auf so was kommt unsereiner doch nicht von alleine. O nein, mein Lieber, erleben muß man so was, sag' ich dir, erleben!"

Er war den ganzen Tag selig, daß sie ihm die Uhr gestohlen hatten.

Nur am Abend, als er sie aufziehen wollte, war er traurig und erinnerte sich mit Wehmut, daß es ein Erbstück vom Großvater war, und daß

er sie seit dem Tage seiner Einsegnung allabendlich ans Ohr gehalten und aufgezogen hatte. Gott, man ist schließlich ein Gewohnheitsmensch.

Am nächsten Tage kaufte er eine andere. Nickel, ganz billig. Man konnte ja nicht wissen, ob —

Aber die Fröhlichkeit hielt nicht lange vor.

Acht Tage später hatten der Messer-Jörgel und der Zündel-Heini das dritte Notizbuch bei dem unglücklichen Studienfreund gefunden. Sie waren sofort einig, daß er nur ein elender Polizeispitzel sein könne, prügelten ihn mit Stuhlbeinen furchtbar durch, warfen ihn erst wider einen heißen Ofen, der ihm die Hände verbrannte, und dann mit Fußtritten auf die Straße, wo er sich das Gesicht zerschlug, daß es wochenlang anzusehen war wie die deutsche Landkarte ums Jahr 1811.

Das Schlimmste aber war, daß die beiden Gauner die Frechheit hatten, als sie drei Tage später wegen eines Mansardendiebstahls beim Kanthaken gefaßt wurden, Hugo als ihren „Komplizen" zu nennen. Und nun hatte der gute Hugo die größte Mühe, sein Alibi nachzuweisen. Was ihm bei seiner haarsträubenden Vergeßlichkeit unendlich schwerfiel.



Den „Deutschen Raskolnikow" aber hat er nicht geschrieben.

„Mich ekelt die Erinnerung an diese ganze Zeit", pflegte er schaudernd zu sagen. „Und dann — meine Notizen haben sie ja in den Ofen geworfen ... in jenen Ofen, du weißt ..."

Er sah sich nach einem anderen Stoffgebiet um. Er hatte gehört, daß Edmond de Goncourt in den „Frères Zemgano" ein Stück Zirkusleben geschildert. Das brachte ihn auf die Idee, den „deutschen Zirkusroman" zu schreiben.

Gründlich, wie er die Studien dazu anfassen wollte, trat er in eine wandernde Truppe ein, den „Englischen Zirkus Laskinsky", der in den kleineren Städtchen Süddeutschlands unter einem rissigen Zeltdach klapperdürre Pferde und halbverhungerte Trapezkünstler vorführte.

Da er nun nichts von all solchen Sachen kannte, so versuchte er, Pudel zu dressieren; eigentlich ohne anderes Resultat, als daß er unsagbar unter dem Ungeziefer seiner Schüler litt und sich — obschon er für die Ehre, Mitglied der Truppe sein zu dürfen, noch draufbezahlte — vom Direktor, der dem Alkoholgenuß huldigte, allabendlich die erlesensten Grobheiten sagen lassen mußte.

Schlimmer als alles dies war aber, daß er sein armes Herz an Adelaide Laskinsky, die Tochter des Direktors, verlor.

Eigentlich hieß sie gar nicht Adelaide Laskinsky, sondern Minna Schnutchen, war ohne Schminke pockennarbig und in ihrer Bildung gerade so weit gediehen, daß sie ihren Namen mit seekranken lateinischen Buchstaben schreiben konnte und von einer Reise nach Amerika per Eisenbahn träumte. Sie war strohblond und strohdumm. Die Blondheit war falsch; die Dummheit war echt.

Hugo hatte ein entzündliches Herz. Er vergaß der Studien über den Liebesfrühling und war selig, daß sich Adelaide von ihm die Mullröckchen und die Samtjäckchen bezahlen ließ, die sie abends trug, wenn sie den alten mit Kreide bis zur Unkenntlichkeit beschmierten Schimmel bestieg und lächelnd durch rosafarbene Papierstreifen sprang.

Die Reifen durfte er halten. Er trug dazu eine funkelnagelneue Stallmeisteruniform mit goldenen Litzen, die ihm zwar in den Schultern zu knapp war, die er aber für „nur“ zweihundert Mark vom Direktor selbst hatte kaufen dürfen.

Als er an einem rauhen Septemberabend — sie gaben gerade Vorstellungen in Langenseebold,

einem Städtchen, das leider für equestrische Künste nur geringes Verständnis zeigte — in seiner „Garderobe" saß, und seine Pudel für die Vorstellung kämmte, entstand draußen ein Höllenspektakel.

Er eilte hinaus und erfuhr, daß Adelaide, seine Adelaide, mit dem musikalischen Clown durchgegangen war. Der musikalische Clown hatte dabei den Geschmack besessen, die besten Stücke aus Hugos Zivilgarderobe, die Adelaide immer besonders wohlgefallen hatten, mit auf die Reise zu nehmen.

Hugo war wie vom Donner gerührt. Sein Zustand wurde kaum verschlimmert dadurch, daß Laskinsky-Vater ihn als den Urheber an all dem Unheil niederbrüllte und ihn mit der langen Manegepeitsche drohend aufforderte, sofort das Etablissement zu verlassen, über das er, Hugo, nur Schande und Unfrieden gebracht habe.

Bei seiner eiligen Flucht aus diesem Tempel sportlicher Vergnügungen mußte Hugo leider seine gesammelten Notizen zurücklassen. Als er später an Laskinsky-Vater durch einen Bevollmächtigten ihre Herausgabe forderte, ließ ihm dieser Zyniker sagen, das Büfettfräulein habe die Blätter längst zum Einwickeln von Wurstbrötchen verbraucht.

Wenn Hugo diese Geschichte erzählte, pflegte er stets in seiner milden, versöhnlichen Art zum Schluß zu bemerken:

„Es ist vielleicht gut so. Ich hätte nicht ohne Wehmut und Bitterkeit jene Erinnerungen in diese meine Lehrjahre künstlerisch verarbeiten können. Und des Künstlers Werk soll ohne Bitternis sein" ...

Und wie dem guten Hugo seine Gründlichkeit viel Kummer im Leben eingebracht hat, so hat er auch den Tod im Dienste seiner Gründlichkeit erlitten.

Er war schließlich auf den sehr modernen Einfall gekommen, sein Erstlingswerk, das immer noch nicht geschrieben war, im Spital beginnen zu lassen. Das schien ihm neu und lohnend.

Er hatte sich an die verschiedensten ihm bekannten Mediziner gewandt, um die Erlaubnis zu erhalten, Studien in städtischen Krankenhäusern zu machen, war aber überall abschlägig beschieden worden. Er hatte Krankheit simuliert und sich im Tragkorb nach dem Mauritiusspital tragen lassen, war aber nach zwölf Stunden bereits, als kerngesunder Simulant, mit einem Attest und einigen Grobheiten entlassen worden.

So ging's also nicht. Er wandte sich deshalb an einen Arzt und ließ sich als Krankenwärter ausbilden. Nach sechs Monaten war er soweit und erhielt eine Anstellung am St. Barbaraspital, drei weiße Anzüge und eine Invalidenkarte.

Ein paar Wochen später begegnete er mir. Er sah blaß aus, sprach nervös und hatte müde traurige Augen.

„Ich habe heute freien Sonntag," erklärte er mir, „und da geh ich ein bißchen spazieren. Es ist anstrengend, der Dienst, weißt du. Aber ich komme zum Ziel. Ich habe schon glänzende Studien gemacht. Glänzende! das kann man nur, wenn man dabei ist, verstehst du. Es ist zum Lachen, wie man so etwas schildern will, ohne monatelanges Dabeisein, Mittendruntersein. Aber wenn man dabei ist — oh! Gestern z. B. um sieben Uhr habe ich eine alte Dame chloroformieren helfen, der haben wir nachher ein bißchen die Gallenblase herausgenommen. Ein sehr schöner Fall. Sie hat's gut überstanden. Den Abend ist sie allerdings an Entkräftung gestorben; das hat aber mit der Operation nichts zu tun. Um halb neun Uhr hatte ich dann meine zehn Kranken zu waschen; einer ist dabei, ein Pole, der schreit

immer, wenn Wasser an ihn kommt. Um elf Uhr habe ich dem Professor bei zwei Sektionen die Messer gehalten. Wasserleichen — ein bißchen angreifend. Aber höchst interessant. Von eins bis drei Uhr hab' ich mit dem Essen für die Kranken zu tun. Da ist einer, der ist nicht recht im Kopf; der haut immer mit der flachen Hand in die Gemüseschüssel. Das ist unangenehm zu reinigen nachher. Aber interessant. So geht das dann weiter. Heute nacht hatt' ich Nachtwache. Strengt ein bißchen an, wenn man's nicht gewohnt ist. Aber interessant! Beständig ruft einer. Ein Kohlenhändler aus der Bukowina liegt eben in Nr. 77, er will immer sterben nachts und sieht weiße Mäuse an der Decke. Bei Tag ist er ganz ruhig; manchmal lacht er sogar und erzählt Witze. Oh, interessant sag' ich dir. Während der Nachtwachen mach' ich manchmal meine Notizen. Sonst komm' ich nicht dazu. Es wird ein bedeutendes Buch geben, sag' ich dir, bedeutend! . . ."

Das war das letztemal, daß ich den guten Hugo sah.

Vierzehn Tage später war er tot. Er hatte ein diphtheriekrankes Kind gepflegt, in seiner gut-

herzigen Weise jedenfalls. Das kleine, kranke Bübchen hatte ihn liebgewonnen und wollt' ihn küssen. Und der gute Kerl hatte nicht nein sagen können. So ward er geküßt und angesteckt; und ist am selben Tag mit seinem kleinen Patienten gestorben ...

In seinem Nachlaß fand man ein paar Dutzend Blätter, mit Studien bekritzelt. Meist unleserlich geschrieben und fast durchweg konfus und verworren, wie eben ein armer Teufel in der Nacht schreibt, wenn er den ganzen Tag Kranke gepflegt und Gestorbene hat in den Sarg legen helfen.

Aber alles, was er notiert hatte, gab Zeugnis von der Gründlichkeit, mit der er so gerne zu Werke gegangen wäre, wenn ...

— — — — — — — — — — — — — —

Seit der Zeit steh' ich den Allzugründlichen nicht mehr so sympathisch gegenüber. Es sind am Ende arme Narren, wie die Allzuoberflächlichen. Nur eine andere Nuance.

Die einen treiben das Vertrauen zu sich selbst zu weit; und die anderen kommen zu nichts, vor lauter Gewissenhaftigkeit.

Schade um sie!

Die üble Blondine

Mein Vater fuhr damals nach Valparaiso. Ich glaube, er kaufte graue Straußenfedern, die sich die Damen nach der just herrschenden Mode irgendwohin steckten. Als er nach Monaten zurückkam, steckten sich die Damen längst grüne Kolibrifedern dahin, wohin sie bei seiner Abfahrt die grauen Straußenfedern gesteckt hatten. So blieb er auf seinen Federn sitzen und verlor ein schönes Stück Geld daran. Als er aber abfuhr, war er voll Hoffnung.

Meine Mutter wollte während der Abwesenheit des Vaters ihre Mutter besuchen, die seit Jahren in der Schweiz lebte, am Thuner See. Nicht eigentlich aus herzlicher Freude an der Natur, sondern aus unausrottbarer Furcht vor dem Kriege. Denn daß der kommen mußte, hatte sie immerzu in der Zeitung gelesen, und jahrelang hatte sie erregt auf das Abendblatt gewartet, um nachzusehen, ob er nicht mittags ausgebrochen sei. Die Schweiz aber blieb dann neutral, das wußte sie. Und schlimmstenfalls war man

vom Thuner See aus rasch auf dem Rigi oder Pilatus oder in Engelberg, wo sie nicht hinaufschießen mit den ekelhaften Kanonen.

Vielleicht war der eigentliche Anlaß, der meine Mutter in die Alpen trieb, auch nicht allein die Sehnsucht, ihre Mutter wieder zu sehen, die ich mir am Thuner See eigentlich nicht viel anders denken konnte, als säße sie bei uns, nämlich ewig quengelnd, ihre Brille suchend und in unbedeutenden Zeitabständen Karlsbader Salz schluckend. Muttchen hatte ein wenig Angst, mit mir allein zu bleiben, der ich heftig in den Flegeljahren war, und dessen Schulzensuren eigentümlichen Fieberkurven unterworfen waren. Sie suchte also für drei Monate eine passende Pension für mich, von der ich nicht weit zum Lessinggymnasium hätte, dessen Tertia ich damals schmückte. Sie wählte unter den siebenundsiebzig Offerten — ich weiß es noch, daß es siebenundsiebzig waren, denn sie bezeichnete die zwei Siebener als „großes Glück" — mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aus, zog auch noch Tante Erna zu Rate, die mein Zimmer nach Süden oder Osten wünschte, und fragte noch Onkel Roderich, der als Pensionsvater unter allen Umständen einen Nichtraucher

empfahl, weil erstens das ekelvolle Laster des Rauchens schuld sei an dem hohen Prozentsatz der Rachenkatarrhe in Mitteleuropa, und weil er zweitens überzeugt war, daß ich bereits meines Vaters russische Zigaretten mitrauchte. Schließlich einigte man sich auf ein kinderloses Ehepaar, das mir in der Kapellenstraße 17 — die „Sieben" freute meine Mutter wieder innigst — die „liebevolle Aufnahme und den Ersatz der Familie" versprach. Herr Tristan Engelke, der Gatte, rauchte nicht. Frau Isolde Engelke aber, die Gattin, stellte mittels Kompasses einwandfrei fest, daß das Zimmerchen neben dem ehelichen Schlafgemach nach Südosten lag, also Tante Ernas besorgten Wunsch aufs genaueste erfüllte.

Tristan und Isolde Engelke ... Wenn ich heute das Wort „liebevolle Aufnahme" in den Tod nicht leiden kann und bei der Vorstellung des „Familienanschlusses" eine Gänsehaut bekomme vom Hals bis in die Mitte der Unterschenkel, so ist das Ehepaar in der glückbringenden Nummer siebzehn der Kapellenstraße daran schuld. Ja sogar Zimmer nach Südosten vermeide ich ängstlich auf meinen Reisen, obschon ich weiß, daß die liebe Sonne ihnen günstig ist.

Aber sie erinnern mich an die Familie Engelke, bei der ich liebevoll aufgenommen war und die immerzu davon redete, daß ich ihr gesündestes Zimmer, den „herrlichen Raum nach Südosten" bewohne. Und die beiden Leute ließen deutlich durchblicken, daß sie das eigentlich als eine Vermessenheit von mir auffaßten, und taten zugleich so, als hätten sie persönlich alles selbst gemacht: das Haus, den herrlichen Raum, die Sonne und den Südosten. Der Südosten vertrat aber auch in dem „herrlichen Raum" im wesentlichen die Stelle des sonst üblichen Ameublements. Denn außer einem Bett — so schmal, wie ich nie wieder eins gesehen habe, so daß ich heute noch den Verdacht habe, es war eigentlich ein als Bett maskiertes Bügelbrett — war nur ein Stuhl, ein Holztisch und ein Spind zu begrüßen.

Von diesem Spind war sehr viel die Rede. Denn unten in diesem schwer schließbaren Kasten hatte Frau Engelke ihr Eingemachtes stehen, das sie häufig nachzählen, überprüfen und ans Fenster stellen mußte (warum, weiß der liebe Himmel, denn zu essen gab's, so lange ich da war, nie was davon), und oben hatte Herr Engelke allerlei bemerkenswerte Musikinstrumente liegen, die zwar

kaputt, verrostet und verbogen waren, aber als bedeutender Schatz meiner Behutsamkeit eindringlichst empfohlen wurden. Überhaupt, daß mir die alten Trompeten und die Obstgläser das Beste von meinem Schrank wegnahmen, sollte ich in Dankbarkeit als eine Auszeichnung feiern, die nur noch von der Lage des Zimmers nach Südosten überboten wurde. Und dann natürlich von dem Glück an sich: Gast — d. h. zweihundert Mark im Monat Pension pränumerando zahlender Gast — im Hause Engelke heißen zu dürfen.

Tristan Engelke hieß eigentlich Theodor. Aber als er seine Braut, die tatsächlich mit dem zu vieler, von ihr unerfüllbarer Lieblichkeit verpflichtenden Namen Isolde gestraft war, an den Altar führte, verlangte sie, daß er sich fortan „Tristan" nenne. Nun hat zwar Tristan, der Berühmtere, seine Isolde nie geheiratet; aber der Hinweis auf Richard Wagner und die edle Kunst der Töne war damit gegeben. Herr Tristan Engelke bezeichnete sich, da er heiratete, als Komponist. Er hatte ein Mailied für Waldhorn veröffentlicht, das sehr geräuschvoll, aber eigentlich nicht melodiös war, und hatte zwei Gedichte eines befreun-

deten Lyrikers, die man schon nicht verstand, wenn man sie bloß las, für eine Altstimme vertont. Das Waldhornlied sollte — nach zuverlässigen Mitteilungen der Frau Engelke — auch einmal in einem Volkskonzert tatsächlich geblasen werden, doch wurde dem Künstler auf der Fahrt zum Konzertsaal leider das Instrument gestohlen, so daß statt dieser Programmnummer ein Zauberkünstler Kartenkunststücke machte, die — wie Frau Engelke gehässig betonte — sämtlich mißglückten. Die Lieder für die Altstimme waren nach Frau Engelkes Ansicht zu schwer für das leichtsinnige Gesindel heutiger Konzertsängerinnen, die alle nur kinderleichten musikalischen Kitsch zum Vortrag bringen.

Da nun einerseits Herrn Tristan Engelke nichts mehr einfiel oder doch die Inspiration zum Opus drei auf sich warten ließ, und da sich der Komponist andererseits schwer verrechnet hatte in der Mitgift seiner lieben Frau, die außer der Leibwäsche nur zwei grüne Wellensittiche und einen ebenfalls grünen Laubfrosch in die Ehe mitbrachte, so blieb dem Künstler nichts anderes übrig, als einen Brotberuf zu suchen. Er muß lange gebraucht haben, denn die Engelkes hatten aus

jener Zeit des „künstlerischen Übergangs“ noch erkleckliche Schulden zu bezahlen, an die von Zeit zu Zeit ein unappetitlicher kleiner Herr mit vielen Ringen an den dicken Fingern in energischen Besuchen mahnte. Schließlich fand Tristan Engelke ein paar Schüler für Klavier und wurde Chorrepetitor am Stadttheater.

Ich gewann früh den Eindruck, den ich heute noch für korrekt halte, daß Herr Engelke jeden anderen Beruf lieber ergriffen hätte; denn feist, kahlköpfig und rotnasig wie er war, wirkte er in seinem verbauten, schwarzen, viel zu langen Gehrock auf die Herren und Damen vom Theater belustigend; und der Kapellmeister mochte ihn nicht leiden. Der hatte schon einen talentvollen Bruder einer Freundin an der Hand, der sich vortrefflich für den Posten qualifizierte. Dieser Jüngling hieß Heinz Hennerich Huhn und stand jeden Nachmittag um halb zwei Uhr am Theater, um Tristan Engelke maliziös anzulächeln, wenn der halbtot vom Ärger mit den Choristinnen und vor Wut über die Grobheit des Kapellmeisters aus dem zugigen Torbogen C „für Mitwirkende“ um die unter breitem Schirmdach davorsitzende und einen Groschenroman schmökernde Obstfrau bog.

Das Schlimmste aber für Tristan Engelke war, daß seine Gattin stark zur Eifersucht neigte. Sie saß in den Opernvorstellungen auf ihrem Freiplatz hinten im Parterre, hörte von der Oper gar nichts und sah nur den Chor. Von diesem aber wiederum musterte sie nur den weiblichen Teil durch ihr scharfes Opernglas.

Sie mißbilligte die fußfreien Röcke, tadelte die tiefen Ausschnitte, durch die besonders die reiferen Jahrgänge dem Auge einigen Ersatz für entschwundene Jugendfrische zu bieten strebten, und war eine erbitterte Gegnerin der in Operette und Spieloper beliebten neumodischen Tänze, bei denen die Dessous, wie weißer Schaum, die Waden und Knie umschwankten. Und sie war ungerecht genug, für diese „unerhörten Schamlosigkeiten", wie sie das nannte, bei den Mahlzeiten Herrn Tristan Engelke verantwortlich zu machen, dessen Schuld an diesen Dingen ungefähr so groß war wie sein Verdienst an den Schlachten des Dreißigjährigen Krieges oder sein Gewinn bei der Landung des Kolumbus auf Guanahani.

Tristan stocherte denn auch, während seine Ehefrau spitze Bemerkungen über die Sitten und Tänze der Chordamen machte und die langen

Chorproben beargwöhnte, blaß und nervös in dem reichlich mit Mehl durchsetzten Kohl, der nach Frau Isoldes Ansicht so gesund war und dreimal in der Woche das Fleisch ersetzte. Er versuchte gar nicht die maliziösen Angriffe auf die tiefstehende Moral dieser Damen, „die sich schämen sollten", zu parieren; gab stillschweigend zu, daß das dicke Fräulein Mizzi für ihre fünfundsiebzig Mark Gage die drei Brillantringe am kleinen Finger der linken Hand sich wohl nicht selbst hatte kaufen können; daß Fräulein Milly zuweilen durch öffentliche Soupers in der sogenannten „Austernstube" mit einem Dragonerrittmeister Ärgernis gab; und daß Fräulein Gigi drei Kinder hatte, deren Väter verschiedenen Berufen oblagen, aber alle drei häßlich, verheiratet, sittenlos und wohlhabend waren. Meinem zwar noch nicht ganz verderbten, aber leider auch nicht mehr ganz kinderreinen Tertianerherzen kam es immer deutlicher zum Bewußtsein, daß die Dame bei diesen an Worten reichen und an Schüsseln armen Mahlzeiten im Hause Engelke den heimlichen Verdacht hegte, ihr Tristan sei bei diesen von Kunstfreunden liebevoll unterstützten Damen der amant du cœur. Und die Lächerlichkeit der

Rolle, die der Beargwöhnte, vom Kapellmeister geschuhriegelt, von Herrn Heinz Hennerich Huhn maliziös belächelt, von den Choristinnen schikaniert, in Wahrheit spielte, erlaubte ihm ein Rest von Eitelkeit nicht einzugestehen.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als zuweilen mit ingrimmigem Entschluß das peinliche Gesprächsthema zu wechseln und auf mich und meine Schulangelegenheiten überzuspringen, wobei er sich den Anschein einer ernsten väterlichen Teilnahme gab. Er sprach salbungsvoll von den Verpflichtungen, die er als Ehrenmann meiner vertrauenden Mutter gegenüber habe; um so mehr, als einer der häufigen Stürme auf dem Meere zwischen Valparaiso und Hamburg die Ahnungslose leicht zur Witwe machen könne. Er salbaderte und stellte Fragen. Aus den Abgründen seiner Unbildung ragten dann hin und wieder die Trümmer einzelner Schulerinnerungen. Der pythagoreische Lehrsatz, der Siebenjährige Krieg, die Schöpfungsgeschichte, das Lied von der Glocke, die chemische Formel für Schwefelwasserstoff und die Kennzeichen der eßbaren Pilze — das waren die eigenartig gemischten Themen, die immer wiederkehrten in

dem unsympathischen Examen, das seine Gewissenhaftigkeit mit mir anstellen zu müssen für nötig hielt.

Die ersten paar Mahlzeiten, da er in solcher Weise das Gespräch vom sittenlosen Chor des Stadttheaters listig auf die Schlacht bei Hohenfriedberg und von dem Perlenkollier des Fräulein Mizzi auf die Kapuzinerpilze und Eierschwämme ablenkte, imponierte er sowohl Frau Isolde, die in meinem Gesicht forschte, was ich zu so erstaunlicher Gelehrsamkeit eines Künstlers wohl zu sagen habe, als auch mir. Als aber dann Mahlzeit für Mahlzeit dieselben Fragen und Belehrungen wiederkamen und sich all das ölige Gerede, wie die Gebetmühlen der Tibetaner, immer um dieselben Dinge drehte, da bekam Frau Isoldens lederfarbenes Vogelgesicht einen spitzen, spöttischen Zug, und sie warf unbekümmert in das Examen Fragen und Bemerkungen wie diese: ob Fräulein Mizzi vielleicht noch Kindheitserinnerungen an den Siebenjährigen Krieg bewahre, und ob Fräulein Milly bei ihren Soupers mit dem Rittmeister wohl den Parasolschwämmen den Vorzug gebe vor den Champignons.

Ich leugne nicht, daß ich dann lachte und einige Freude daran hatte, zu sehen, daß es Tristan verdroß, mich vergnügt zu sehen.

Unter dem Vorwand, daß ich blutarm sei und körperliche Bewegung mir gut tue, benutzte mich Herr Engelke dann mit Vorliebe zu Besorgungen, die ihm einen Dienstmann oder eine Fünfpfennigmarke ersparten. Die kleinen Handwerker aber, bei denen die Familie Engelke arbeiten ließ, und die Kaufleute, die sie mit ihrer Kundschaft bedachte, wohnten alle so weit, als ob durchaus nur an der Peripherie der Stadt oder in den fernsten Vororten silberne Taschenuhren gereinigt und schlechte Sechspfennigzigarren verkauft würden. Später erst sah ich ein, daß die Handwerker in der Nähe unseres Hauses und die Kaufleute in den Nachbarstraßen der Familie Engelke einfach nicht mehr anschreiben wollten.

Wenn ich, zu solchen Besorgungen ausersehen, mir dann zu sagen erlaubte, daß das Fußballspiel doch auch als eine recht gesunde Bewegung gelte, und wenn ich andeutete, daß ich das genannte Spiel einem Spazierweg nach der Vorstadt zum Zwecke des Einkaufs von Käse oder Zündhölzern vorzöge, so spielte sich Tristan Engelke

als Hygieniker auf, der einen gleichmäßigen ausgedehnten Spaziergang an wohltätiger Wirkung für den jugendlichen Organismus weit über „solche verrückten Laufspiele“ stellte. Auch gab es kein einziges mir zugängliches Vergnügen, dem nicht nach seiner Erfahrung schon blühende Menschenleben zum Opfer gefallen waren, und speziell das Fußballspiel bestand, wenn man ihn hörte, eigentlich überhaupt nur aus schweren Fußtritten mit besonders listig gebauten Stiefeln in den Unterleib der Gegenpartei.

Das Schlimmste aber dieser Leidenszeit im gastlichen Hause Engelke war doch entschieden die dünne Wand zwischen meinem herrlichen Raum nach Südosten und dem ehelichen Schlafgemach. Nicht etwa, daß ich unfreiwilliger Zeuge geworden wäre von heißen Zärtlichkeiten und erotischen Geständnissen, die meiner Jugend zu hören und zu verstehen nicht ziemten. Ganz im Gegenteil.

Wenn Tristan Engelke abends in seinem viel zu langen schwarzen Rock, in dem er aussah wie der Kantor einer Dorfkirche an Pfingsten, aus dem Theater kam, wo er jeden Abend Dienst hatte und durch Schikane des Kapellmeisters erst

mit dem letzten Chormitglied den Raum hinter der Bühne verlassen durfte, dann aß er erst das frugale Mahl, das seine Eheliebste ihm schmucklos auf den Eßtisch unter die Lampe gestellt hatte. Zwei dünngeschmierte, noch dünner belegte Butterbrote oder ein kaltes Kotelett, dessen Knochen so groß und dessen Fleischanhängsel so klein war, wie ich's nie zuvor oder nachher gesehen, oder neben einem Stück Schwarzbrot zwei runzlige Äpfel, die den Anschein erweckten, als hätten sie schon an mehreren Christbäumen weihnachtliche Dienste getan.

Frau Isolde, die sich abends — der liebe Himmel weiß warum — den ganzen knochigen Körper mit Ameisenspiritus einrieb, nach dem sie morgens noch duftete, war dann schon im Schlafgemach und harrte seiner Erzählungen vom Verlauf des Abends, die sie dann doch nie glaubte. Wenn Herr Tristan Engelke mit seiner frugalen Mahlzeit fertig war, schlich er jedesmal auf den Zehen über den lichtlosen Vorplatz, hängte seinen schwarzen Rock sorgfältig an einen Nagel außen an die Schlafzimmertür und tat dann immer wieder sehr erstaunt, seine liebe Frau „noch munter" und in Erwartung seiner Begrüßung

zu finden. Dann aber setzte sofort Frau Isoldes Munterkeit mit einem peinlichen Examen ein. Wer heute abend gesungen? Wo die Chordamen während der Spielpausen sich aufgehalten? Mit wem er sich hinter der Bühne unterhalten? In welcher Kulisse er während des ersten Aktes gestanden? Und so fort.

Mit einer Langmut, deren tiefste Wurzel die Angst vor Explosionen war, beantwortete Tristan alle diese ewig wiederkehrenden Fragen und suchte die Gereiztheit der Gattin — die ich mir nicht anders als durch eine Wirkung des starken Ameisenspiritus auf die Nerven erklären konnte — zu beruhigen. Meist vergeblich.

Stundenlang dauerten oft diese lauten und wortreichen Dispute, die unbekümmert erst um mein Schlafbedürfnis mindestens von seiten der Frau Isolde mit voller Stimmkraft geführt wurden.

In den ersten Tagen hatte mich das belustigt. Die Neugier der Jugend für die Intimitäten des ehelichen Lebens hatte ihre angenehme Zerstreuung gefunden. Als ich aber staunend dahinterkam, daß diese Vertraulichkeiten im wesentlichen bloß in üblem Zank, in Mißtrauen und Invektiven

bestanden, schmolz mein Interesse; und ich hätte was drum gegeben, wenn ich die trennende Wand aufs Zehnfache ihrer Dicke hätte verstärken können.

Eines solchen Abends, der recht wunderliche Folgen hatte, erinnere ich mich noch besonders genau.

Schon der Mittagstisch war ungewöhnlich genußlos verlaufen. Frau Isolde hatte unglücklicherweise auf der Hauptstraße in der Nähe des Theaters Tristan in Begleitung des üppigen Fräulein Milly getroffen. Seine schüchternen Erklärungen, daß er der Dame nur einige musikalische Finessen im schwierigen Schlußchor der neuen Oper erklärt habe, ließ die erzürnte Isolde durchaus nicht gelten, und als er mit oft bewährter Geschmeidigkeit die Unterhaltung nach meinen Schulangelegenheiten drehen wollte und schon glücklich wieder bei seinen blöden Beweisen zum pythagoreischen Lehrsatz angelangt war, fuhr sie ihm mit besonders scharfer Mißachtung seiner Gelehrsamkeit dazwischen.

Als Tristan am Abend dieses Tages, etwas später, als sonst, heimkam und sich nach dem Genuß zweier kümmerlicher Äpfel über den dunklen Flur nach dem Nagel an der Zimmertür tastete,

um seinen schwarzen Rock aufzuhängen, konstatierte ich, daß er ganz besonders leise auf den Zehenspitzen schlich, wohl in der Hoffnung, der seltene und erfreuliche Fall, daß seine Isolde schon schlafe, möge einmal wieder eingetreten sein. Ich wußte aber, daß dies nicht zutraf, denn erst knapp vorher hatten mich allerlei energische Hantierungen der erregten Dame aus dem Halbschlummer geweckt. Dann hatte ich eine Flasche fallen und splittern hören, in der sich vermutlich der angeblich nervenberuhigende, kraftspendende Ameisenspiritus befand.

Der Empfang nebenan, als nun Tristan sich schemenhaft durch die Tür schob, war laut, aber festlich, wie ich ihn mir gedacht.

„Bist du schon da?" höhnte Isolde.

„Ja, Schatz," äußerte Tristan kleinlaut, „das heißt, es ist heute ein wenig später geworden. Weil nämlich ..."

„Spar dir die Lügen!"

„Aber Isolde! ... In was tret' ich denn da? Ist das nicht Glas? Mir scheint, liebe Isolde, die Flasche mit dem ..."

„Ja. Tritt nicht in die Splitter. Behalt' die Stiefel an, bis du die Beine ins Bett ziehst!

Das fehlte noch, daß du dich verletzt. Das könnte dir so passen, mit einem verbundenen Fuß zu faulenzen. Und der Kapellmeister riebe sich die Hände, weil er Gelegenheit hätte, dich als Invaliden einfach hinauszuschmeißen."

„Ich glaube, er würde doch nicht ... Ich stehe jetzt etwas besser mit ihm."

„Was du nicht sagst!"

„Ja, wirklich. Du mußt nämlich wissen, liebe Isolde ..."

„Das sieht dir wieder ähnlich." Frau Isoldes Stimme wurde messerscharf. „Du möchtest mir jetzt irgendeine faule Geschichte von dem Kapellmeister erzählen, damit du drum herum kommst, mir endlich zu erklären, warum es heute volle zwanzig Minuten später geworden ist, bis du endlich heimgefunden hast. Zwanzig Minuten!"

Sie sagte das, als ob sich, indem sie redete, in ihr der böse Verdacht zur schrecklichen Gewißheit verdichtete, daß dieser Zeitraum von zwanzig Minuten von dem gewissenlosen Tristan mit geradezu sardanapalischen Orgien ausgefüllt worden sei.

„Aber Isolde, eben hast du selbst mir noch gesagt, ich solle mir alle Erklärungen sparen ..."

„Die Lügen sollst du dir sparen — nicht die Erklärungen! Die bist du mir sogar schuldig.“

„Gewiß, gewiß.“

„Aber indem du mir — wie gewöhnlich — in deiner frivolen Weise die Worte im Munde herumdrehst, gibst du ja schon halb zu, daß deine Erklärungen eben elende Lügen sind.“

Auf die Beweise zum pythagoreischen Lehrsatz und die Kennzeichen der eßbaren Pilze verstand sich Tristan Engelke besser; aber in der Logik und Dialektik war ihm Frau Isolde offenbar über. Keineswegs durch Studium, sondern kraft natürlicher Anlage.

„Wenn du nur nicht so schreien wolltest ... Der Junge nebenan ...“

Tristan versuchte mit bewegter Stimme an ihr Anstandsgefühl zu appellieren.

„Der Junge schläft. Wenn ich keinen liederlichen Mann hätte, und wenn ich so viel Butterbrote gegessen hätte, wie der Bengel, würd' ich auch schlafen wie ein Murmeltier.“

„Gott, der Junge hat Appetit ...“ Tristan verfolgte wieder das listige Dessin, mit Hilfe meiner Person das Thema zu wechseln. Es gelang ihm auch für eine Weile, zu meinem be-

sonderen Ärger. Denn ich hatte nicht gern, wenn nebenan von mir die Rede war. Viel Rühmliches kam da nie heraus, und ich durft's doch offiziell nicht wissen.

„Immer wenn die Butter frisch ist, ißt der Bursch' so viel Butterbrote."

„Ich konnte nicht konstatieren, ob die Butter heute frisch ist, liebe Isolde. Du hattest mir mein Butterbrot leider nicht gestrichen."

„Zu Obst paßte keine Butter. Der Londoner Rothschild selber gibt seinen Kindern kein Butterbrot zu den Äpfeln."

Es entstand eine Pause, als Isolde diesen Trumpf ausgespielt hatte. Tristan war über die pädagogischen Grundsätze im Londoner Hause Rothschild offenbar nur mangelhaft informiert.

Woher es kam, daß Frau Isolde siegreich das Gespräch wieder aufnehmen konnte.

„Ich werde einmal etwas minderwertige Butter nehmen," sagte sie. „Der Nährgehalt ist derselbe."

„Um Gottes willen — liebe Isolde, du wirst doch nicht!" stöhnte Tristan, dem die Aussicht, auf seinem Abendbrot unter den dünnen Wurstscheiben auch noch ranzige Butter zu finden, hörbares Mißbehagen verursachte.

„Ich werde," entschied Isolde, „aber du wirst mich vergebens von den zwanzig unaufgeklärten Minuten auf die Butter locken."

„Aber du hast doch von der Butter angefangen. Ich hatte doch gar nicht an Butter gedacht; denn, wie ich dir schon sagte, auf meinem Brot war keine."

„So, du hast nicht an Butter gedacht? Ei ja, das glaub' ich —" In Frau Isoldes höhnischem Ton lag die erniedrigende Vermutung, daß Tristan in den zwanzig Minuten immerzu Austern, Schöps und Fasanen gefuttert habe. „An was hast du denn gedacht, mein Liebchen?"

Wenn Isolde „Liebchen" zu Tristan sagte, so stand die Sache sehr übel für ihn. Das wußte ich schon aus Erfahrung. Der Ausdruck konnte nur noch überboten werden an lauernder Niedertracht durch die Anrede: „mein Herzchen".

Tristan schwieg. Er ächzte nur. Das tat er immer, wenn er die Strümpfe auszog.

„An was hast du denn gedacht, mein Herzchen, he?"

Da war es, das „Herzchen"! Und Tristan nebenan wußte so gut wie ich, daß jetzt der

Moment der Beichte gekommen war, der rückhaltlosen Erklärung, die sie erwartete.

„Sieh mal, Isolde, die Sache ist die ...“

„Lösche das Licht noch nicht, Tristan,“ unterbrach sie ihn.

„Aber du willst doch immer, daß ich mich rasch entkleide, um Licht zu sparen.“

„Das will ich auch. Sonst. Aber heut — will ich dein Gesicht sehen, wenn du mich anlügst.“

„Aber ich lüge doch gar nicht. Du weißt doch, daß Fräulein Milly mit dem Rittmeister von den Dragonern ...“

„Die ganze Welt weiß um diese Affenschande; die Spatzen pfeifen's vom Dach, da werd' ich's nicht wissen.“

„Nun also — das ist aus. Man sagt, er will heiraten.“

„Ja. Die Dummheit muß er auch noch machen ... Ach —!“ Ein Schrei plötzlicher Erleuchtung, „jetzt verstehe ich! Und nun hat Fräulein Milly — dich auserkoren, um ... Ausgerechnet dich, Tristan Engelke! Ja, weiß sie denn nicht, daß ich ...“

„Liebe Isolde, sie weiß. Du bist wirklich nicht zu übersehen. Aber sie denkt auch gar nicht

daran ... Sie glaubt nämlich, der Kapellmeister interessiert sich für sie ... Oder: sie hofft so."

„Aha! Und da sollst du — ausgerechnet du — den Liebesboten zwischen den beiden machen, den Ganamyd."

„Erstens, liebe Isolde" — aus Tristans Ton erkannte ich unschwer, daß er Oberwasser zu bekommen glaubte —, „erstens heißt dieser von dir erwähnte Knabe nicht Ganamyd, sondern Ganymed."

„Ich hab' aber mal Ganamyd gelesen," beharrte Isolde eigensinnig.

„Möglich; aber dann war das ein Druckfehler. Der Junge heißt schon so sicher Ganymed, wie unser Pensionär Adolf und nicht Odalf heißt. Und dieser Ganymed war ein Liebling des Göttervaters Zeus, der ihn von seinem Adler rauben ließ, und dem er beim olympischen Mahl den Nektar kredenzen mußte."

„Wenn du mal was weißt, sind's immer so ganz verfressene Sachen!" Das war die unwirsche Quittung Isoldes über Tristans mythologische Kenntnisse. „Zum Einschenken werden sie dich freilich nicht kommen lassen, der Kapellmeister und das saubere Fräulein Milly — hat

sie denn dem Rittmeister seine Geschenke zurückgeschickt? Das hat sie natürlich nicht. Also, keinen Funken Anstand hat die Bagage im Leibe! — Aber sie werden dich mit Briefchen hin und her springen lassen, mit Botschaften, mit . . ."

„Aber nein, Isolde. Kein Gedanke. Das arme Mädchen hat nur Angst, nun gekündigt zu werden. Der Rittmeister hatte doch immer die Eckloge, und ein paar Leutnants hat er auch immer mitgebracht auf die teuren Plätze. Und mit dem Kapellmeister ist es nichts, verstehst du. Der mag keine Brünetten . . ."

„Gott, deswegen? Die Haare an ihr sind doch falsch."

Tristan überhörte diese kühne Behauptung. Vielleicht schien sie ihm auch nicht unrichtig.

„Nun hat sie mich gebeten, gelegentlich mal dem Kapellmeister ihre Stimme zu rühmen, ihre Zuverlässigkeit, ihren Fleiß . . ."

„Und um dir das zu sagen, hat sie zwanzig Minuten gebraucht, die Gans? Abends? Wo sie weiß, daß dein Abendessen auf dich wartet?"

„Mein Gott, Isolde, die Äpfel werden doch nicht kalt. Und das Stück Brot brennt nicht an."

„Nein, aber du scheinst mir anzubrennen. Oh, ich kenne dich gut, sehr gut. Deshalb also die vertrauliche Besprechung. Nach der Vorstellung! Auf der dunklen Bühne! Wenn die letzten Theaterarbeiter schon gegangen sind. . . ."

„Aber nein. Wir haben vor dem Haus gestanden. Im Regen. Unter einer Laterne."

„Die ganze Zeit im Regen? Ich werde ja sehen morgen, ob dein Rock noch naß ist."

„Er ist gewiß noch naß, denn ich hatte ja keinen Schirm."

„Also, das ist bezeichnend. So schonst du deine Kleider. Wo du doch nur den einen schwarzen Rock hast."

„Es war nicht so schlimm mit dem Regen, Isolde. Und dann — wir sind schließlich etwas unter einen Torbogen getreten."

„Unter einen — Tor—bo—gen!" Isoldes Stimme überschlug sich vor schmerzlichem Erstaunen. So viel Liederlichkeit hatte sie nicht für möglich gehalten. „In einem Tor—bo—gen!" wiederholte sie. „Wie in Auerbachs Dorfgeschichten, die schon keiner mehr liest, weil ihm die ewigen Torbogen ekelhaft sind." Und dann nach dieser vielleicht nicht ganz haltbaren literar-

historischen Abschweifung fügte sie hinzu: „Lösche das Licht, Tristan! Ich weiß genug. Für heute genug. Mehr als genug!"

„Ja, um's Himmels willen, was weißt du nun schon wieder —?!"

„Schweig! Ich habe dein Gesicht gesehen. Ganz lang ist es geworden. Lang und spitz. Und dein Mund blieb minutenlang offen."

„Ich habe gegähnt."

„Das wäre an sich bloß eine Flegelei, wenn du gähntest, während ich ernst mit dir rede. Und solche Flegeleien sehen dir ähnlich. Aber du hast nicht gegähnt. Es ist gut. Lösche das Licht!"

Das hatte sie sehr energisch gesagt. Auch Kühnere, als Tristan Engelke, hätten vielleicht jetzt das Licht gelöscht und nicht erwidert. Er jedenfalls tat so.

Alles war still. Ein Bett krachte einmal. Isolde hatte sich wohl demonstrativ von dem schmählich Überführten abgekehrt.

Nach einer ganzen Weile hörte ich noch einmal ihre Stimme. „Unter einem Torbogen..." Es klang hohl und schmerzlich, als ob es aus einem Fasse käme. Dann nichts mehr.

Ich aber lag, um meinen schönen Schlaf vor Mitternacht gebracht, voller Wut in meinem Bett.

Also das konnte ein schöner Morgen werden! Und ein genußreiches Mittagessen. Und ranzige Butter sollt' es nun auch noch aufs Brot geben. Das hatte noch gefehlt! Und in vierzehn Tagen erst kam das Schiff aus Valparaiso in Hamburg an mit meinem Vater und den Straußenfedern. Zwei Tage vorher wollte meine Mutter aus der Schweiz zurückkehren, obschon Großmutter sie absolut nicht fortlassen wollte, wie sie schrieb. Denn aus Kreta oder aus Algier oder aus Santi Quaranta waren gerade wieder beunruhigende Telegramme in den Blättern zu lesen gewesen; der große europäische Krieg mußte jetzt kommen. Er mußte. Meine Großmutter nahm's ihm direkt übel, wenn er nicht kam.

Noch vierzehn Tage! Und jeden Tag Edelpilze und Botengänge und pythagoreischer Lehrsatz und ranzige Butter — und nachts solche fatalen Zwiegespräche hinter der dünnen Wand.

In dieser Nacht kam mir ein teuflischer Einfall — und zwar im Traum. Ich kann's heute noch beschwören: im Traum.

Paul Heyse hat oft gute Verse im Traum gemacht und sie beim Aufwachen niedergeschrieben. Newton soll ein schwieriges mathematisches Problem, hinter das er im Wachen nicht kommen konnte, im Schlaf gelöst haben. Ein römischer Feldherr — ich weiß nicht mehr, wie er hieß, aber er hat irgendwo die Punier geschlagen — fand im Traum genau den Weg durch die Überzahl der Feinde, den er am Schlachttag nahm. Ich aber — ich, der liebevoll aufgenommene und entsprechend ernährte Tertianer, fand im Traum den Weg zum Erker, zum Laden des Herrn Gustav Lüdewitz, „Coiffeur und feinere Haararbeiten".

Der Weg war freilich nicht schwer zu finden. Denn ich ging wachend viermal im Tag an diesem Barbierladen vorbei. In die Schule und aus der Schule, morgens und nachmittags. Mit einem gewissen Respekt; denn ein paar Primaner ließen sich, wie ich wußte, zweimal die Woche schon dort rasieren oder doch mit einem Messer den Seifenschaum vorsichtig vom Kinn schaben.

Im Erker des Herrn Gustav Lüdewitz aber hingen, solange ich daran vorüberkam, zwischen allerlei Puderdosen und Salbentöpfen auf papierverzierten Glasleisten, ein paar falsche Zöpfe.

Ein fuchsroter links, ein kohlschwarzer rechts und in der Mitte ein lichtblonder. Und im Traum sah ich diese drei Zöpfe ganz deutlich, in greifbarer Realität vor mir; und der lichtblonde wehte, wie in einem sanften Windhauch, leicht hin und her.

Seit jenem Morgen, an dem ich mit der Sicherheit des Nachtwandelnden in den Laden des Herrn Gustav Lüdewitz, „Coiffeur und feinere Haararbeiten", eintrat, glaube ich nicht mehr, daß Schwerverbrechen langer Hand vorbereitet werden. So ein Schwerverbrecher wacht eines Tages unter dem dumpfen Druck eines Traumes auf — denk' ich mir —, kleidet sich an, putzt sich die Zähne und begibt sich in den vierten Stock des Hauses Goethestraße Nummer 81, um einen alten Wucherer umständlich am Gashahn aufzuhängen. Oder er steigt in den Keller des Hauses Mockebickegasse Nummer 18b, um zum Zweck der widerrechtlichen Erwerbung einer alten Hose gleich von der Türe aus ein Revolverfeuer gegen die siebenköpfige Familie Katzenstein zu eröffnen, die er vorher nie gesehen hat. So geht das vor sich.

Ich hatte an jenem Tag in der Klasse absichtlich einen historischen Atlas vergessen, ging zurück,

ihn zu holen, und war nun der letzte in der Straße auf dem Nachhausewege.

Ich überzeugte mich, indem ich die an der Glastüre aufgehängten Reklamen für Hühneraugenvertilgungsmittel zu lesen heuchelte, daß der Gehilfe des Herrn Gustav Lüdewitz allein anwesend war. Er schien mir intensiv damit beschäftigt, an einem klebrigen Fliegenstock die toten Fliegen zu zählen. Warum er das tat, habe ich mir später oft überlegt. Vielleicht hat er die Zahl in der Lotterie setzen wollen.

Ich trat rasch ein und sagte zu dem Herrn der seine mystische Tätigkeit unfroh unterbrach:

„Pardon" — warum ich „Pardon" sagte, ahn' ich heute noch nicht, aber ich sagte tatsächlich „Pardon", und dann fuhr ich fort: „Sie haben da einen blonden Zopf im Fenster hängen."

Er sah mich sehr erstaunt an.

„Sie meinen — den falschen Zopf im Erker?"

Ich dachte bei mir: Wenn er nicht falsch wäre, hing' er doch nicht im Erker, sondern am Hinterkopf einer Dame. Aber ich sagte nur mit einer verbrecherischen Ruhe, die zu dem ganzen Unternehmen paßte:

„Jawohl, den falschen Zopf mein' ich, den blonden. Was kostet der?"

War es nun, daß der Gehilfe des Herrn Gustav Lüdewitz sich daran gewöhnt hatte, diesen Zopf überhaupt für einen unverkäuflichen Schmuck des Erkers zu halten, oder gab ihm die Tatsache, daß ein Schüler des Gymnasiums einen falschen blonden Zopf kaufen wollte, psychologische Rätsel auf — jedenfalls der junge Mann in dem langen, ehemals weißen Kittel, aus dessen Tasche neben einem schmalen Hornkamm eine spitze Schere in die Luft kiekste, starrte mich erst eine Weile an, als sei ich ein durch die Scheibe gesprungenes Rind mit sechs Beinen.

Dann nahm er wortlos den Zopf aus dem Erker und blies kräftig darüber hin, was mich heftig husten machte, denn der Zopf hatte dick voll Staub gesessen. Dann las er von einem angeschmutzten Zettelchen, auf dem für meine Augen überhaupt nichts stand, nicht ohne Schwierigkeit ab: „Vier Mark fünfzig."

Mein Herz schlug heftig. Ich wußte, nach dem Überschlag, den ich mir in der Religionsstunde gemacht hatte, daß ich nur vier Mark vierzig — den noch für drei Wochen bestimmten

Rest meines Taschengeldes von diesem Monat — und zwei Groschenmarken im Beutel hatte. Handeln erschien mir jedoch unter meiner Würde; ich wußte auch nicht, wie ich das machen sollte.

Ich sagte also bloß mit nicht sehr starker Stimme: „Wollen Sie ihn mir, bitte, gut einwickeln."

„Den Zopf?"

„Den Zopf."

Ich könnte das Blatt der „Abendpost" heute noch malen, in das mir der Gehilfe des Herrn Gustav Lüdewitz mit seinen krebsroten Händen den Zopf einwickelte. Er sah mich dabei unverwandt argwöhnisch an, als fürchte er, daß ich plötzlich davonlaufe und rufe: „April — April!"

Aber ich lief nicht davon. Mit einer sicheren Frechheit, die mich selbst erstaunte, sagte ich: „Wenn Sie vielleicht eine Groschenmarke mit in Zahlung nehmen, brauchen Sie mir nicht zu wechseln."

„Oh, ich kann auch wechseln," sagte der Friseurgehilfe gleichmütig.

Ich überhörte diese kulante Bereitwilligkeit, denn den kleinen silbernen Kompaß und den Knopf von meiner Sonntagsweste hätte er mir

doch nicht gewechselt, und sonst war nichts mehr in meinem Portemonnaie, als ich die vier Mark vierzig und die Groschenmarke daraus entfernt hatte.

Der Gehilfe trat vor die Ladentüre, um mir nachzusehen, als ich mich mit dem erworbenen Zopf entfernte. Er schien zu erwarten, daß ich nun etwas neues Außerordentliches unternehmen werde; vielleicht auf den Händen übers Pflaster laufen oder einem Schutzmann meuchlings auf den Rücken springen. Ich ging aber ruhig und anständig, wie jeder andere Passant, der keinen falschen Zopf eingekauft hatte, meines Weges.

In der Wohnung der Familie Engelke angekommen, verbarg ich den blonden Zopf mit einer Umsicht, als sei er mit Dynamit geladen, im Schränkchen meines Waschtisches, dem einzigen verschließbaren Behältnis meines nach Südosten gelegenen Prunkzimmers.

Am ganzen Rest des Tages dachte ich an nichts, als an den Zopf.

Ich überlegte, daß der Zopf auf französisch „tresse“ oder „queue“ heiße und gebührenderweise feminin sei; und ich sah zwischen arithmetischen Aufgaben rasch im Lexikon nach, wie

er wohl auf lateinisch heißen möchte, und war sehr erstaunt, fast erzürnt, daß es hier kein einzelnes Wort dafür gab. Der Lateiner mußte sich kümmerlich helfen und etwa sagen: crines in nodum collecti.

Dazwischen lachte ich vor mich hin. Satanisch lachte ich und ohne Herzensgüte, glaub' ich.

Am Abend kam Tristan Engelke, wie gewöhnlich um halb elf aus dem Theater, wo man die „Nachtwandlerin" gegeben hatte. Ich hatte wiederum gelacht, als ich's hörte. Ich kannte die „Nachtwandlerin" nicht, aber ich fand sie das geeignete Stück für diesen merkwürdigen Abend.

Tristan aß sein Butterbrot, ging auf den Zehen über den Korridor, hängte seinen schwarzen Rock über den Nagel und klinkte wie mit Feenhänden die Tür zum Schlafzimmer auf.

Die zarte Rücksicht half ihm wenig. Bald war drüben der schönste Diskurs im Gang.

Ich konnte ohne Anstrengung erlauschen, daß Frau Isolde über die Verwendung eines Talers Rechenschaft verlangte, der leider Herrn Tristan, wie er vermutete, auf unerklärliche Art in Verlust geraten war. Isolde aber vertrat laut und

energisch die Ansicht, daß der liederliche Gatte für diesen Silberling königliche Geschenke für eine Geliebte gekauft habe. Und sie schwur bei den Namen ihrer Großeltern mütterlicherseits, die von besonders vorbildlicher Rechtlichkeit gewesen seien, daß sie diese elende Person schon herausfinden und ohrfeigen werde. Vor dem Theater oder sonstwo. Und sie fügte hinzu, daß sie sich nicht genieren würde, so zu tun, was ihr Tristan vermutlich aufs Wort glaubte. Ich auch.

Nach dieser Wendung des ehelichen Zwiegesprächs aber, die einige heftige Weiterungen versprach, stand ich leise auf, griff aus dem Waschtischkasten den schon bereit gelegten blonden Zopf und zog behutsam beim Schein des lieben Mondes, der durch mein unverhülltes Fenster fiel, aus der Fülle der stolzen Flechte ein Haar. Ein einziges langes, blondes Haar.

Dann schlich ich lautlos auf bloßen Füßen zur Tür, öffnete sie, huschte über den stichdunklen Korridor bis zu dem Nagel, an dem Tristans langer schwarzer Rock hing.

Mein Herz hämmerte beträchtlich, und es schien mir gut, daß der auch auf dem Flur gut ver-

nehmbare Disput gerade durch einen unbesonnenen Widerspruch Tristans besonders laute Formen annahm, als ich mit sorgsam tastenden Fingern das lange, blonde Haar an die linke Brustseite des Bratenrockes hängte. So gerade an die Herzgegend. Und zur Vorsicht, daß es nicht abfalle, zog ich sein Ende noch durch das Knopfloch.

Dann schlich ich zurück und ins Bett, zog mir die Decke hoch über die Ohren und schlief. Ja, wirklich, ich schlief. Fest, gut und traumlos.

Und seit dieser Nacht ist mein Glaube an den Spruch, der im guten Gewissen das allein taugliche sanfte Ruhekissen sieht, bedenklich erschüttert ...

Am nächsten Morgen lauschte ich beim Anziehen gespannt nach dem Korridor.

Es war die Stunde, da Isolde, nachdem sie das Wasser für den dünnen, aber koffeinfreien Kaffee aufgesetzt, den schwarzen Rock des Gatten persönlich abbürstete und für den Tagesdienst instand setzte.

Ich lauschte so gespannt, während ich das mechanische Geschäft des Waschens und Anziehens besorgte, daß mir erst die Seife in den Eimer, dann die Zahnbürste ins Lavoir fiel; daß ich beide Strümpfe an das linke Bein zog und, als ich den Irrtum korrigierte, in die Zinken des

Stiefelknechtes trat. Mein ganzer Organismus war Ohr geworden, nur Ohr.

Da — jetzt ... jetzt!

Ein kurzer, dumpfer Aufschrei auf dem Korridor. Dann wurde die Tür nach dem Schlafzimmer aufgerissen.

Das war Isoldens Hand — ich kannte den Griff. Und es war ja auch sonst niemand in der Wohnung um diese frühe Stunde.

„Tristan!" hörte ich ihre Stimme. Sie klang bedrohlich, unheilschwanger, zorngeladen. Und noch einmal: „Tristan —!"

„Ja, mein Herz —?"

Ich hörte Tristan das Gurgelwasser ausspucken, um rasch antworten zu können.

„Tristan, sag mir das eine: bin ich blond oder bin ich brünett?"

„Aber, liebes Kind — wie kommst du darauf?"

„Antworte mir nicht mit Gegenfragen! Bin ich blond oder brünett?"

„Brünett natürlich. Du hast sogar eine sehr schöne Haarfarbe, Isolde. Ja, die hast du. Ich habe dir ja schon als Braut gesagt ..."

„Ja. Du hast mir viel gesagt. Viel, was später nicht wahr gewesen ist."

„Aber, Isolde — ich denke doch . . .“

„Ja, du denkst, daß ich blind bin, dumm, wie eine Appenzeller Kuh. Aber ich bin weder eine Appenzeller Kuh noch . . .“ Sie unterbrach sich und tat einige energische Schritte. Wohl auf Tristan zu, dicht vor ihn hin. Dann hörte ich sie sagen: „Was ist das?“

Ich wußte, was es war. Ohne es sehen zu können, wußte ich's. Durch die Wand sah ich's, so deutlich, als ob ich dabei stehe. Und ich wußte, daß Tristan die lautere Wahrheit sagte, als er jetzt nach einer Pause der Besichtigung verwundert, aber furchtlos äußerte:

„Mir scheint — das ist ein Haar.“

„Scheint dir?“

„Ja. Ein ziemlich langes, blondes Haar.“

„Ein Frauenhaar.“

„Vermutlich. Männer tragen schließlich die Haare nicht mehr so lang. Früher taten sie das. In der Wertherzeit und so. Weißt du, Isolde, diese modernen kurzen Zuchthausfrisuren gefallen mir gar nicht.“

„Nicht?! Dann mach' nur, daß du nicht mit einer solchen Frisur endest!“

„Ich?“

„Ja. Du. Weißt du, woher dieses Haar stammt? Wo ich's gefunden habe?"

„Hoffentlich nicht in der Milch."

„Ich verbitte mir deine Witze! Wo hab' ich dieses Haar gefunden?"

„Aber, liebe Isolde, ich kann doch frühmorgens keine Rebusse raten."

„Rebusse? Ich werde dir schon raten helfen! Dieses Haar" — Isolde mußte tief Atem schöpfen — „dieses lange, blonde Frauenhaar hing ... an deinem Rock! Hier — links, dicht am Herzen hing es."

„An meinem Rock? Dieses Haar? Irrst du dich auch nicht?"

„Als ob ich hier andere Männerkleider reinigte, als die deinen! Ich frage dich, Tristan, wie kommt dieses Haar an deinen Rock? Rasch — gib Antwort!"

„Vielleicht ist es auch nur ein Seidenfaden, liebe Isolde."

„Es ist kein Seidenfaden, so dünne Seidenfäden gibt's nicht. Es ist ein fettiges Frauenhaar von einem ekelhaften Blond."

Das war nun nicht wahr. Das Haar war sehr hübsch goldblond; und fettig war es auch

nicht. Ich müßte das wissen, denn von diesem Haar lag ja noch ein ganzer Zopf in meinem Waschkasten.

„Also, Tristan, du wirst dich jetzt — ohne dumme Ausflüchte, die dir doch nichts helfen — sofort äußern über die Herkunft des Haares. Hat etwa Fräulein Milly ..."

„Aber, Isolde, du selber sagtest doch noch gestern, daß sie so häßliches kastanienbraunes Haar habe..."

„Pah! Gestern! So eine ist heute rot, morgen — grün. Oder blau oder blond. Die echte Haarfarbe trägt ja so eine doch nie... Also die ist's nicht?"

„Die nicht und keine andere ... Isolde, wenn ich dir doch sage ..."

„Du willst mir wohl sagen, daß auf deinem schwarzen Gehrock dicht unter der linken Klappe lange, blonde Haare wachsen? Dicht überm Herzen!"

„Nein, das will ich natürlich nicht. Aber —"

„Aber — du kannst nicht leugnen, du Betrüger, daß an dieser Stelle ein Frauenkopf gelegen hat. Dicht und zärtlich."

Nach dieser laut geschmetterten Anklage bat offenbar der verängstigte Tristan wenigstens leiser

zu reden, vermutlich mit der verständigen Begründung: daß ich mich hinter der Türe für die Schule ankleide und unerwünschter Ohrenzeuge dieser peinlichen Unterredung werden müsse. Sein leises Flehen hatte den Erfolg, daß Frau Isolde nunmehr in ihn hineinzischelte. Die Worte konnte ich nicht mehr verstehen, wohl aber den unfreundlichen Sinn erraten aus dem zuweilen kläglich ausbrechenden Protest des Beschuldigten: „Aber nein, Isolde ... ich schwöre dir ... du wirst doch nicht denken ...!"

Aber Isolde dachte.

Noch beim Mittagessen „dachte" sie, das wir schweigend einnahmen; ich beobachtend, Tristan in Ängsten, Isolde grollend und bei der Verteilung der kümmerlichen Rationen den Gatten sichtlich benachteiligend. Ich habe bei dieser Mahlzeit auf seinem Teller neben einer schlechten, seifigen Kartoffel eigentlich nur Knochen gesehen.

Vielleicht hätte ich mit Tristan Engelke nun Mitleid gehabt; aber am Nachmittag kam er zu mir herein, und unter dem nichtigen Vorwand, daß ich die alten, zerbrochenen Musikinstrumente, die in meinem Schrank nutzlos herumlagen, nicht respektiert habe, rüffelte er mich und schnauzte

mich an, sichtlich froh, seinen gespeicherten Groll entladen zu können.

Ich aber machte mir, als ich von den Quengeleien genug hatte, an einem Wäschekasten zu schaffen und zog rasch und heimlich aus meinem Zopf ein Haar, das ich in der Handhöhle verbarg. Scheinbar zerknirscht mich erhebend, bemerkte ich plötzlich mit einem arglos verwunderten Blick auf Tristans Rockklappe:

„Herr Engelke, Sie haben da ein Haar am Rock . . ."

„Schon wieder ein Haar!?"

Tristan wurde kreidebleich. Seine Augen zwinkerten nervös, und seine Stimme, die eben noch tyrannisch getobt, wurde sanft und flehend: „Wo denn, lieber Adolf, bitte, wo denn? Nimm es nur weg, ja — rasch, nimm es mir weg das kleine Haar!"

„Ein kleines Haar ist es aber nicht, sondern ein langes, blondes . . ."

„Oh, diese ekelhafte Blondine —!" Tristan knirschte das zwischen den Zähnen, und dann wieder flehend zu mir: „Entferne das Haar, Adolf, bitte . . ."

Ich strich mit den Fingern über seine Rockklappe und ließ listig das Haar aus der Hand-

höhle auf das Tuch gleiten. Ein Zauberer kann so was nicht besser und eleganter machen.

„Wahrhaftig — ein langes, blondes Haar. Nun sehe ich's selbst."

Tristan betrachtete nachdenklich das Haar, das er mit spitzen Fingern vorsichtig, als sei es eine Giftschlange, abhob.

„Fünfzig Mark wollt' ich zahlen" — aber er verbesserte sich schnell, entsetzt ob des leichtsinnigen Angebots — „fünf Mark wollt' ich zahlen, wenn mir einer erklärte ..."

Ich überlegte, daß jetzt mit einer Erklärung des rätselhaften Vorgangs der ganze Zopf bezahlt werden konnte. Mein Taschengeld war dann wieder komplett; ja, ich hatte noch fünfzig Pfennige plus gemacht.

Aber ich schwieg. Denn einesteils war ich noch wütend auf Tristan, andererseits mißtraute ich seiner Redlichkeit bei solcher finanziellen Transaktion ...

Am nächsten Morgen wiederholte ich das frivole Spiel. Der Erfolg stellte sich in verstärktem Maße ein.

Isolde wütete und ließ ihre Entrüstung von keinem Beschwichtigungsversuche mehr dämpfen. Sie stieß schwere Drohungen aus.

Noch als ich, ohne mich durch einen Morgengruß bemerkbar zu machen, zur Schule ging, tobte der Kampf.

Am späten Abend dieses Tages hörte ich den aus dem Theater heimgekehrten Tristan, als er den Bratenrock an den Nagel gehängt hatte, ein Zündhölzchen anreiben. Oder eigentlich vier Zündhölzchen: denn die drei ersten versagten. Ein schwacher Lichtschein fiel durch die Türritze. Kein Zweifel, der Korrepetitor besichtigte jetzt selbst den verzauberten Rock, der ihn in den schmählichen Verdacht ehelicher Untreue brachte.

Aber auch durch die Ritzen der Tür zum ehelichen Schlafzimmer mußte der Lichtschein leider gefallen sein. Denn plötzlich hörte ich Isoldes energische Hand die Tür aufreißen und gleich darauf vom Flur ihre höhnisch-zornige Rede:

„Na — so ist's recht! Das nenn' ich die Listen eines Don Juan! Du suchst dir selber noch rasch die Beweise deiner Schändlichkeit zusammen, damit ich morgen nichts finde . . ."

„Aber Isolde — ich hab' doch nur mal ein Zündhölzchen angemacht . . ."

„Das seh' ich, du Idiot! Und in Feuersgefahr bringst du das Haus wegen deiner Aben-

teuer. Und weißt doch bei deinem gewissenlosen Gezündel, daß unten eine gelähmte Generalswitwe wohnt! Eine Frau, die nicht einmal aus dem Bett kann, wenn die ganze Stadt brennt!"

Sie polterte noch lange von der Generalswitwe — der sie sonst die übelsten Dinge nachzusagen liebte, da deren Gesellschafterin sie nicht zuerst grüßte auf der Treppe —, kam aber doch schließlich wieder auf die Blondine zu sprechen, der sie es gründlich besorgen werde. Übrigens müsse dieses Weib eine Haarkrankheit haben; denn immerzu büschelweise die Haare verlieren — das fiele keinem gesunden Kopf ein. Und sie werde die elende Person schon herausfinden. Jeden Abend werde sie jetzt ins Theater gehen; und wenn Tristan keinen Freiplatz bewilligt erhalte, so werde sie eben ihren Galerieplatz selber zahlen, und wenn's ihr ganzes Vermögen kosten sollte. Und ihr Opernglas sei zwar alt und unansehnlich; aber es sei ein Pariser Glas, das eine Tante von ihr an der Place de la Concorde selbst gekauft habe. Und die Pariser Gläser würden besser durch das Alter. Was von liederlichen Männern durchaus nicht gelte, wie *sie* leider einen erwischt habe vor Jahren

in ihrer törichten jungfräulichen Vertrauensseligkeit.

Am nächsten Abend begab sich Isolde richtig ins Theater, kam aber noch wütender nach Hause, als sie gegangen war. Man hatte ein Rokokostück gegeben, und alle Damen — auch der Chor — hatten weiße Perücken getragen, so daß eine Haarfarbe nicht zu konstatieren war.

Isolde war geneigt, die Ansetzung dieser Komödie, die sie auch noch uralbern fand, für eine Tücke Tristans zu halten. Und sie verglich diese Niedertracht mit der List des Räubers Ali Baba in den Märchen von Tausendundeiner Nacht, der auch in Bagdad oder wo alle Haustüren mit Kreidekreuzchen bezeichnet habe, damit man das richtige Haus nicht erkenne.

Der bescheidenen Richtigstellung Tristans, daß es sich bei diesem Märchentrick gerade nicht um den schlimmen Räuber, der stehlen wollte, sondern um den redlichen Mann gehandelt habe, der beraubt werden sollte, verschloß Isolde ihr Ohr. Und schimpfte noch auf Tristan, Ali Baba, die unmoralischen Märchen, Fräulein Milly und das dumme Rokokostück, als ich, des Horchens müde, endlich einschlief...

Da geschah eines Tages — das sechste Haar war gefunden, kommentiert, verflucht und der Sammlung Isoldes einverleibt — etwas Programmwidriges.

Tristan Engelke wollte sich sein stumpfgewordenes Rasiermesser schleifen lassen. Angeblich, um sich wieder ohne Blutungen gegen den Strich rasieren zu können. Ich habe aber später manchmal schaudernd gedacht, vielleicht wollte er auch ...

Jedenfalls: er begab sich persönlich zu Herrn Gustav Lüdewitz: „Coiffeur und feinere Haararbeiten."

Dort kam er mit dem zu Dialogen stets aufgelegten Geschäftsinhaber in ein ergiebiges Gespräch, das von der Politik über einen Häusereinsturz und zwei Todesfälle auf das Gymnasium führte. Und ganz beiläufig muß dieser indiskrete Coiffeur erwähnt haben, daß der Pensionär des Herrn Tristan Engelke wohl eine wunderliche Vorliebe für blonde Haare hege. Denn er habe kürzlich einen alten Ladenhüter, einen blonden Zopf für vier Mark fünfzig bei seinem Gehilfen erstanden ...

Auf diese Mitteilung hin war Tristan Engelke nach einigen Momenten der Versteinerung und

des tiefsten Nachdenkens ohne Hut, aber mit dem Rasiermesser, das er doch hatte schleifen lassen wollen, wie ein Wahnwitziger davongestürmt nach seiner nahen Wohnung ...

Am Abend dieses Tages aber hatte ich das gastliche Haus, das mir die liebevolle Aufnahme sehr brüsk entzogen hatte, verlassen, und zwar nach einem aufgeregten Telegrammwechsel zwischen Tristan Engelke und meiner Mutter zum Oberlehrer Doktor Julius Reubke übergesiedelt, der in Tertia Latein und in den Oberklassen Geschichte und deutsche Literatur unterrichtete.

Herr Oberlehrer Doktor Reubke wurde eine Viertelstunde nach meinem Einzug von meiner Großmutter in einer dringenden Depesche ermahnt, mich für den Kriegsfall sofort in einem Nichtraucher II. Klasse nach der Schweiz zu schicken; und eine halbe Stunde nach meinem Einzug verständigte ihn Frau Isolde Engelke telephonisch, daß mein Charakter leider bereits eine tiefe Verworfenheit zeige und sie ihm aus gutem Herzen rate, wenn ihm sein Eheglück lieb sei, meine Schubladen, Ausgänge und häuslichen Verrichtungen aufs genaueste zu überwachen.

Herr Oberlehrer Doktor Julius Reubke, ein gemütlicher Schwabe von großem Körpergewicht, schickte mich weder in die Schweiz, noch überwachte er mich argwöhnisch. Er half mir vielmehr am ersten Abend schon gutmütig beim Auspacken meiner Siebensachen.

Und als zwischen Socken und Hemden und Büchern auch der blonde Zopf erschien, dessen verbrecherische Geschichte er aus dem Telephonat mit Frau Engelke kannte, beugte sich der Oberlehrer Doktor Julius Reubke so weit aus dem Fenster, daß ich Angst bekam, er könnte hinausfallen. Er gab sich den Anschein, daß er unten im Garten die Blumenbeete inspizierte, aber sein massiger Körper wurde — das sah ich ganz gut — so eigentümlich geschüttelt, daß es dafür nur e i n e Erklärung gab. Der Oberlehrer Doktor Reubke lachte, daß ihm der Bauch wackelte.

Aber der Oberlehrer Doktor Julius Reubke war Pädagoge, und ich sollte seine Fröhlichkeit nicht sehen.

Der Spaziergang

Ich war damals noch sehr jung. So jung, daß ich Philosophie studierte, und jeder tote Philosoph in meinem Herzen lebendiges Recht bekam, wenn er gerade durch den glattrasierten Mund des hochberühmten Professors im Auditorium XIV zu mir redete. Gestern war ich mit Spinoza einig gewesen, daß die „Substanz" zu ihrer Existenz keines anderen bedürfe. Heute faßte ich mit Leibniz die „Substanz" als tätige Kraft. Und morgen schwur ich mit Kant, daß Raum und Zeit nur die ursprünglich im Gemüt bereitliegenden Prinzipien unseres sinnlichen Erkennens seien.

Wenn ich aber nicht im Kolleg saß und der Professor mich nicht durch die Gewalt seines Wortes — und seines Blicks — auf ein System festnagelte, an das ich bisher, das war also neunzehn Jahre lang, nie gedacht hatte, war ich Epikureer und suchte mit dem alten, viel gescholtenen Athener das höchste Gut in einem glückseligen Leben. Im Alter mag man die

besseren Beweise haben für solche Lehre; die leichtere Art, sie zu leben, hat man in der Jugend. Ich vertraute, wie Epikur, den Freuden; ich erfreute mich der ohne allzugroßen Aufwand erreichbaren Genüsse — das halbe Liter Bier kostete damals noch anderthalb Groschen und wer ein Käsebrot verzehrte, hatte in den Dörfern der Umgebung Sonntags den Tanz frei — und vermied alle Unlust, die sich aus zu heftigem Büffeln hätten ergeben können.

Substanz im spinozistischen Sinne, die zu ihrer Existenz keines anderen bedarf, war ich offenbar nicht. Ich bedurfte sehr heftig des anderen.

Meine erste Liebe war die Nichte meiner Wirtin, die mir aber einen Assistenten der Chirurgischen Klinik vorzog, der schrecklich nach Karbol roch und überall unappetitliche Präparate in spiritusgefüllten Gläsern stehen ließ.

Meine zweite Liebe war die junge Frau eines alten Privatdozenten, der seit fünfzehn Jahren auf den Tod des Ordinarius wartend Semester um Semester ein Kolleg über Gottsched las: und zwar in so früher Morgenstunde, daß nur zwei, drei Wochen lang ein paar noch schlaftrunkene Hörer in das kleine Auditorium taumelten. In

der vierten Woche spätestens konnte er dann aufhören und sich ganz seiner Sammlung von Erstdrucken widmen. Ich hatte der Dame — in unerhörter Verwegenheit — ein Gedicht in den Handschuh zu stecken gewagt, als ich ihr auf einer Gesellschaft beim Stadtverordneten Bröselmann begegnete. Die Folge war, daß mich — der Gatte zu sich bat und mir erklärte: mein Gedicht enthalte vier falsche Reime, die auf meine süddeutsche Abstammung zurückzuführen seien, ferner einen unschönen Hiatus in der siebenten Zeile und drei Kakophonien. Er hatte mir die falschen Reime und den Hiatus blau angestrichen, die Kakophonien rot. Ich habe die roten Kakophonien samt dem Hiatus und den falschen Reimen auf dem Heimweg wütend in den lehmgelben Mürzelbach geworfen.

Meine dritte Liebe war ein Schalterfräulein an der Eisenbahn, die ich immer nur im Ausschnitt ihres Fensters, wie in einem Rahmen sah. Ich sammelte demgemäß emsig Perronbillette; und ein Postbote, der zu allen Zügen die versiegelten Säcke trägt, kann auch nicht öfter auf dem Bahnhof sein. Als ich die junge Dame dann mal in dienstfreier Stunde ohne

Rahmen erspähte, frühmorgens auf der Hauptstraße, fiel ich fast auf den Rücken. Ich hatte schon Damen gesehen, deren Unterkörper im Vergleich zum Oberkörper sehr gering bedacht war. Aber meine — gerahmt so reizvoll wirkende — Huldin hatte, was ganz prüden Leuten vielleicht als Ideal erscheint, fast gar keine Beine. Die Taille saß tatsächlich in geringer Entfernung über dem Straßenpflaster; und was darunter die Fortbewegung bewirkte, schien auch noch, wie der Rockschnitt verriet, in bedenklicher Rokokoschweifung vom Schöpfer gearbeitet.

Am selben Tage aber — so ist der Zufall manchmal, mild glättend, gütig, zartfühlend — lernte ich sie kennen. Und alles war vergessen: der siegreiche Karbolgeruch, die vernichtenden Kakophonien, die Rokokobeine der falsch Gerahmten. Alles.

Sie war Verkäuferin in einem Trikotagengeschäft, trug glitzernde, goldblonde Haarschnecken über den winzigen, nur in rosigem Fleischzipfelchen vorlugenden Ohren, hatte ein süßes Stumpfnäschen mit einem sternförmigen Sommersprößchen auf dem linken Flügel, und war gewachsen, wie eine ... ja wie was? Sag' ich: wie eine

Else, so fehlt dem Vergleich das Gesunde, Knospende; sag' ich: wie eine Puppe, so fehlt das Grazile, Bewegliche, Lebenatmende; sag' ich: junge Göttin — so bin ich ja der Sache schon näher, komme aber in den üblen Verdacht, noch in der Erinnerung, wie ein Blödian, zu schwärmen. So will ich lieber nur sagen: sie war so schön gewachsen, dieses blonde Mädel aus dem Trikotagengeschäft, daß mir meine Mutter nach vierzehn Tagen aus Frankfurt schrieb: „... aber um Gottes willen, lieber Junge, was machst Du bloß mit den schrecklich vielen neuen Socken! Und sie sind ja alle verschieden groß? Das violette Paar und das resedafarbene Paar müssen Dir doch viel zu klein sein — und in das braune Paar und in das moosgrüne Paar kannst Du ja noch jemand mitnehmen! ..." Aus welcher Briefstelle man dreierlei ersieht: erstens, daß ich zu Hause waschen ließ, was meinem Wechsel wohltat. Zweitens, daß meine Mutter eine kluge und häusliche Frau heißen durfte. Drittens, daß die blonde Anne-Marie in dem Trikotagengeschäft der Brückengasse wirklich ein bildhübsches Mädel war.

War sie, war sie! Und ich war damals nicht der einzige, der eine Strumpfsammlung hatte.

Übrigens endigte das Semester für mich auch mit zehn Paar Hosenträgern, acht Pikeewesten und einer Unzahl farbiger Schlipse, die alle ein bißchen verschossen waren, weil sie so lange in der Auslage geprunkt hatten. Aber „verschossen trägt man jetzt", lachte Anne-Marie und zeigte dabei ihre elfenbeinweißen Vorderzähne, die wie Soldaten hinter einer roten Barriere standen. So mehrten sich die verschossenen Krawatten.

Der Inhaber der Firma, Herr E. E. Bretzendorf, hielt darauf, daß der Laden nur zur Abwicklung geschäftlicher Angelegenheiten diente. Es war ein kleines, dickes, asthmatisches Männchen, das immer das linke Auge listig zukniff, als wolle es sagen: „Schau, schau, was da geschieht!" und hinter jedem Ohr einen Bleistift mit sich führte. Ich hab' ihn nie ohne diese beiden Bleistifte gesehen, die lang und spitz vorstehend seinem stets echauffierten Gesicht das Ansehen gaben, als sei es ein armierter Panzerturm, klar zum Gefecht. Herr E. E. Bretzendorf war die Höflichkeit selbst: er fiel beim Gruß fast von der Leiter, wenn man eintrat, und konnte sich in herzlichen Wünschen für einen angenehmen Tag und eine gute Gesundheit nicht erschöpfen, wenn er die Tür hinter

dem Käufer schloß. Aber sobald er mit seinem bleistiftbewehrten Ohr vernahm, daß das Gespräch eines Käufers mit der hübschen Verkäuferin das engbezirkte Gebiet des Handels und der Trikotage zu verlassen drohte, war Herr E. E. Bretzendorf auch schon in der Nähe, rieb sich die krebsroten Hände, daß die Gummimanschetten klapperten, und äußerte im Ton eines plötzlichen, äußerst glücklichen Einfalls: „Hat das Fräulein dem Herrn schon die Hemdknöpfchen mit Selbstschluß gezeigt?" oder: „Hat das Fräulein dem Herrn schon die neuen Muster in Kragenschonern vorgelegt?"

Trotzdem gelang es mir nach Besichtigung der Hemdknöpfchen mit Selbstschluß und der Kragenschoner zuweilen, den Ankauf eines violetten Sockenpaares so energisch in die Länge zu ziehen, bis ein anderer Kunde, noch lieber eine Kundin zum „Umtausch" erschienen war, die Herr E. E. Bretzendorf dann persönlich bedienen mußte. Dies tat er nicht ohne Unruhe und immer sichtlich bemüht, den Schauplatz seiner merkantilen Tätigkeit möglichst nah zu meinem Standort zu verlegen, was in dem ohnedies nicht großen Laden eben kein Kunststück war. Trotzdem, wie

gesagt, brachte es meine Börse und Ausdauer fertig, in seltenen Momenten, in dem Herr E. E. Bretzendorf, viele Pappschachteln auf den Armen balancierend, auf der Leiter herumkroch, einige warme Worte persönlichen Gehalts an die Adresse Anne-Maries zu richten, die sie leise, mit gesenkten Augen, anhörte. Ich brachte ihr auch mal ein Veilchensträußchen mit, das heißt ich ließ es beim Einkauf liegen mit einem vielsagenden Blick; und später schleppte ich Bücher heran, in die ich ein Papier mit Versen eigenen Wachstums einschob. Herr E. E. Bretzendorf sah die geliehenen Bücher nicht gern und meinte: das viele Lesen verderbe die Augen, und seine Großmutter väterlicherseits habe davon den grünen Star aufs rechte Auge bekommen. Aber schließlich: ich war ein guter Kunde, und da ließ sich's nicht ändern.

Wenn ich die Bücher von Anne-Marie zurückerhielt — meist mit einem knappen Wort des Dankes und einem Erröten —, waren meine Verse daraus verschwunden. So wagte ich's mit einem Theaterbillett, das ich in die Lieder des Mirza Schaffy einlegte, just auf die Seite, wo das Gedichtchen beginnt:

„Daß du am Abend zu mir kommst,
Wird sehr zu deinem Frommen sein ..."

Am Abend aber — man gab Flotows „Martha", und der Lyonel war sehr heiser — saß eine alte Dame neben mir, die stark schnüffelte, da sie während des ganzen Abends in ihrem sonst reich gefüllten Pompadour das offenbar in der Eile vergessene Schnupftuch nicht finden konnte. Sie sah mich mehrfach, wenn der Saal verdunkelt wurde, lange und prüfend an, was mir peinlich war. Es ist eine der wenigen alten Damen geblieben, der ich einmal nichts Gutes an den speckigen Hals gewünscht habe.

Als ich am anderen Tag eine Zwickerschnur kaufte — ich trage zwar kein Glas, aber es ging gegen Ende des Monats, und die Socken wurden mir zu teuer — empfahl mir die hübsche Anne-Marie, das Band in der Farbe abgestimmt zur Weste zu nehmen; was mir recht war, da ich es ja doch nicht trug. Und als Herr E. E. Bretzendorf einer alten Rentiere Pulswärmer vorlegen mußte für ihre gichtigen, kniedicken Handknöchel, benutzte Anne-Marie die Gelegenheit, mir den Mirza Schaffy zurückzugeben und zu bedeuten, daß ihr Dank im Buche liege.

Es war das erstemal, daß sie so heimlich reagierte. Ich war ganz verwirrt vor Glück, vergaß die Zwickerschnur zu bezahlen, rannte beim Herausgehen die gichtige Rentiere beinahe über den Haufen und hielt unterwegs das Büchlein so fest, als könne der Zettel darin Flügel bekommen. Das Papierchen — ich zog's, zu Hause angelangt, mit zitternden Händen hervor — lag — war's Zufall — bei dem Gedichte, das beginnt:

„Soll ich lachen, soll ich klagen,
Daß die Menschen gar so dumm sind ..."

Sie schrieb, sie hätte nicht ins Theater gedurft, weil die Tante, bei der sie als Waise wohnte, gemeint hätte, „Martha" sei kein anständiges Stück. Die Tante sei daher selbst gegangen und habe sich sehr erfreut darüber geäußert, daß sogar Musik dabei gewesen sei. Die Gedichte seien sehr schön, und sie lese gern gedruckte Gedichte. Die Tante auch. Und die Tante verwundere sich sehr, auf was so die Dichter alles kämen! Aber meine eigenen geschriebenen Gedichte lese sie auch gern! Die habe sie aber der Tante nicht gezeigt.

Das Auditorium XIV sah mich selten in dieser Zeit. Spinoza und die Substanz und die „im

Gemüt bereitliegenden Prinzipien" waren mir ziemlich gleichgültig geworden. Die Verlobung der Nichte meiner Wirtin mit dem Assistenten ließ mich ganz kühl. Und als ich die Gattin des Privatdozenten zufällig in einer Konditorei traf, fragte ich nur, ob das Gottsched-Kolleg des Herrn Gemahls recht besucht sei. Die Dame überhörte das und entfernte sich grußlos mit einem Mandeltörtchen.

Anne-Marie wurde immer schöner; und ich wurde immer verliebter. Aber ich sah sie nie außerhalb des Ladens, nie getrennt von Herrn E. E. Bretzendorf, der irgendwo im Laden hinter einem Pult, vor einem Schrank, von einer Leiter zwischen zwei spitzen Bleistiften den listigen Blick seines halb zugekniffenen Auges nach uns ausschickte. Abends nach dem Geschäftsschluß ... ach, du lieber Gott, sie wohnte im Nebenhaus und huschte die drei Schritte ohne Hut und Mantel von Tür zu Tür, während Herr E. E. Bretzendorf, am Rolladen beschäftigt, mir, der ich „zufällig" gerade vorbeiging, viel Schönes für einen angenehmen Abend wünschte.

Da kam ich auf die kühne Idee, sie für Sonntagvormittag zu einem Waldspaziergang einzu-

laden. Ich schrieb Schönes über die freie Gottesnatur, die herbstliche Färbung der Bäume, den vom Schöpfer selbst gebauten Waldesdom — und was man noch so zu Papier bringt mit neunzehn Jahren, wenn man ein Mädel veranlassen will, anstatt in die Kirche, mit dem Schreiber spazieren zu gehen. Sinnig, wie ich war, legte ich das Briefchen in die Gedichte Chamissos, und zwar an der Stelle, wo der „Glücksvogel" gedruckt steht:

„Es fliegt ein Vogel in den Hain,
Und singt und lockt: man soll ihn fangen ..."

Am nächsten Tag schon bekam ich das Buch gelegentlich des Ankaufs wollener Handschuhe zurück. Die Antwort lag — wohl nur zufällig — bei dem Gedicht: „Der Invalide im Irrenhaus" und lautete: „Ich bin um zehn Uhr am Duppstädter Tor"... Der Invalide im Irrenhaus kann sich nicht blödsinniger benommen haben, als ich nach der Lektüre.

Ich war um halb zehn Uhr am Duppstädter Tor, sah schwerfällige Bauerntrupps aus der Umgegend im Sonntagsstaat in die Stadt ziehen, half einer Krankenschwester einen unerzogenen jungen Teckel einfangen, verbarg mich vor wan-

dernden Kommilitonen hinter dem windschiefen Obststand einer Hökerin, der ich dafür ein Pfund unreifer Äpfel abkaufen mußte. Endlich schlug's zehn Uhr! Und mit dem letzten Glockenschlag kam sie. Kam mit etwas zögernden Schritten und das süße Gesichtchen erhitzt vom raschen Gang oder von der Erwartung des Abenteuers.

„Eigentlich ist's nicht recht," sagte sie, als sie mir die Hand gab. „Die Tante glaubt . . ."

„Der Glaube macht selig," lachte ich übermütig. Und dann übergoß ich sie mit einer Fülle wirrer und fröhlicher Mitteilungen. Erzählte, daß ich von ihr und Herrn E. E. Bretzendorf geträumt hätte; daß über Süddeutschland noch Gewitter niedergegangen wären; daß meine Wirtin ein Zahngeschwür habe, aber aus Angst nicht zum Zahnarzt gehe; daß der Spanier über mir immer Lieder zur Gitarre singe, in denen der Tajo und der Guadalquivir, aber kein richtiger Ton vorkäme . . . Und bei dem allem dacht' ich immer nur: werd' ich sie küssen heute? Werd' ich diesen kirschroten Mund auf meinem fühlen im Wald?

Wir schlenderten zwischen den Buchenstämmen langsam der Höhe zu, auf welcher der Wilhelmsturm sein künstliches Altertum trotzig in die Luft

streckt. Auf den Weg geht eine sehr enge Wendeltreppe hinauf, dacht' ich, und dunkel ist's auch; nur durch ein paar Mauerritzen fällt ein bißchen Licht. Das wäre der romantische Ort, um ... Sie ging neben mir her mit einem leichten, federnden Gang; aber die Augen hielt sie gesenkt, als ob sie ein Gelübde getan hätte, die gelben und roten Blätter zu zählen, aus denen der Herbst seinen Teppich musterte. Und sie sprach nicht viel. Nur einmal äußerte sie: Herr E. E. Bretzendorf gedenke auch eine Leihbibliothek einzurichten. Und er habe ihr gesagt, dann könne sie diese nützliche Institution kostenlos benutzen und brauche sich keine Bücher von Studenten mehr zu borgen. Ich äußerte darauf den Herzenswunsch, Herrn E. E. Bretzendorf seine ganze Leihbibliothek buchweise aus zwei Meter Entfernung an den Kopf werfen zu dürfen. Sie lachte und guckte mit schalkhaften Augen von der Seite zu mir auf.

Nach dem Turm wollte sie nicht — schade. Sie war mit der Tante vorigen Sonntag erst dort gewesen. Und das Fernrohr oben auf der Plattform sei verrostet und lasse sich nicht mehr drehen. Ich hätte sie gerne darauf aufmerksam

gemacht, daß es ein Unterschied sei, ob man mit einem stud. phil., wie ich, oder mit einer schnüffelnden Tante die steile dunkle Wendeltreppe zu dem verrosteten Fernrohr und der berühmten Aussicht emporklettert; aber ich fand keine rechte Form für diese Mitteilung. Wir schlugen dann den Weg nach dem Ententeich ein, gingen durch junge, von Draht eingezäunte Schonungen; und mir kam's angenehm zum Bewußtsein, daß dieser Weg viel einsamer war, als der beliebte Spaziergang nach dem Turm, von dem aus man bei gutem Wetter die Domspitzen von drei Städten sah. Ob sie aus einer ähnlichen Erwägung heraus . . .?

Ich sprach lebhaft und aufgeregt von Mailand, das ich im Frühling besucht, dessen Dom so viel schöner sei, als die drei, deren Spitzen man vom Wilhelmsturm sehe; von Spinoza, und daß er Diamanten geschliffen habe; von meinem Onkel, und daß er ein Theaterstück geschrieben habe, das in Rußland verboten, aber in Deutschland noch nirgends aufgeführt sei. Und bei dem allen dacht' ich immer nur: werd' ich sie küssen heute? Werd' ich diesen kirschroten Mund auf meinem fühlen im Wald?

Die Sonne warf vergnügte Kringel durch die fast kahl gekämmten Äste vor uns hin. Es mußte geregnet haben die Nacht, das Moos des Bodens roch wundervoll. An den zarten jungen Tannen in den Gehegen links zur Seite glitzerten die Tropfen. Und es war mir, als ob Sonne, Buchen, Moos und Wassertropfen alles nur Dekorationen waren, sinngemäße, reizvolle Dekorationen für die kleine Liebesszene, die ...

„Hallo — Sie da?"

Ich erschrak vor dieser groben asthmatischen Stimme; und die Kleine griff zusammenzuckend nach einem Baumstamm. Was war denn los?!

Hinter uns prustete ein Gendarm. An seinem grünen Rock waren zwei blinkende Knöpfe offen. Der Helm saß ihm schief, und unter der Schuppenkette liefen ihm dicke Schweißtropfen über das rote, unrasierte Gesicht.

„Haben Sie ... haben Sie zufällig hier herum einen Mann gesehn, der sich — der sich erhängt hat?"

„Einen Mann, der was —?"

„Der sich erhängt hat." Der Gendarm faßte in die Herzgegend und zog unter dem grünen Rock ein dickes Notizbuch heraus, aus dem eine

Menge fettiger Papiere quollen. Darunter ein sauberer, offenbar durch die Post beförderter Brief, den er prüfend entfaltete: „Hier herum muß es doch sein ... Er schreibt ausdrücklich: „... mache ich Ihnen hiermit ergebenst die Mitteilung, daß ich aus den oben dargelegten Gründen ... mich auf dem Wege zum Ententeich im Jagen XXII oder XXIII, je nachdem ich einen geeigneten Ast finde, aufhängen werde. Womit ich verbleibe einer hochlöblichen Polizei ergebenster" ... Na, ja — et cetera ... Sie haben also so keinen Mann an so einem Ast gesehen?"

„O Gott — o Gott, wie schrecklich!" sagte Anne-Marie, und sie schien kleiner und schmäler zu werden vor Entsetzen und Angst.

Ich war sehr ärgerlich über den Gendarmen, daß er so brüsk in unser Idyll gefahren war; und über den Mann, der sich ausgerechnet im Jagen XXIII erhängen mußte, wenn ich *einmal* im Jahre hier mit einem Mädel spazieren ging und es gerade küssen wollte; und über mich selber, daß ich nicht auf dem Spaziergang nach dem Wilhelmsturm bestanden hatte. Nun küßten sich gewiß da andere auf der engen krummen Wendeltreppe, während *wir* hier ...

„Es ist zum Teufelholen mit diesen ewigen Lebensüberdrüssigen," maulte der Gendarm und wischte sich mit einem blaugewürfelten Taschentuch den Schweiß. „Und dabei verstecken sich die Heimtücker dann immer noch wie der Hase die Ostereier. Als ob das ein Gesellschaftsspiel wäre! Und wenn man heimkommt und hat sie nicht gefunden, dann schnauzt der Kommissar: „Wozu haben Sie denn Ihre Augen ... Einen Menschen, der an einem Baume hängt, sieht man doch ... Das ist doch kein Obst!" Ärgerlich schob er das blaugewürfelte Tuch in die Rockschöße, und das dicke Buch mit den vielen Papieren wieder in die Herzgrube. „Also weiter — nach dem Ententeich! Vielleicht ist er auch ins Wasser gegangen. Die Herren ändern oft noch in letzter Minute ihre Pläne. Neulich hat uns einer geschrieben, er trinke Lysol. Statt dessen ist er vom Wilhelmsturm gesprungen."

„Vom Wilhelmsturm —? Da passieren auch solche Sachen?" Anne-Marie erschauderte und war ganz blaß.

Meine Wut stieg. Nun war der Wilhelmsturm auch erledigt mitsamt der dunklen Wendeltreppe!

„Schau'n Sie sich 'n bißchen um, ja," ermahnte der Gendarm. „Und wenn Sie den Mann finden, telephonieren Sie ans Revier. Morjen."

Er legte zwei kurze, dicke Finger flüchtig an den Helm und stapfte mit großen Schritten weiter.

Wir aber standen im Jagen XXII, wie von oben mit etwas Häßlichem begossen. Vielleicht hatten wir uns eben noch — ich kecker, sie schüchterner — auf dasselbe gefreut. Wir freuten uns auf nichts mehr. Wir sahen dem Gendarmen nach, enttäuscht, betrübt, grollend, als habe er uns alles Gute und Junge mitgenommen, die Sonne und den Wald und den Sonntag.

Nein, der Wald war schon noch da! Aber es war durchaus nicht mehr derselbe fröhliche, goldüberblitzte Wald, in den wir vor einer halben Stunde vom Duppstädter Tor her getreten waren. An jedem Aste dieses düstern, unheimlichen Waldes konnte ja ein Lebensmüder im Winde baumeln. Hinter jedem Stamm konnte ja ein dicker Gendarm hervortreten: „Haben Sie zufällig hier herum einen Mann gesehen, der . . .?" Gräßlich!

„Wie kommen wir am direktesten nach Hause?" fragte Anne-Marie, und sah sich ratlos um. Und

sie ließ sich's nicht ausreden. Nein, auf keinen Fall wollte sie weiter gehen. Jeder Schritt konnte uns dem „geeigneten" Äste näherbringen, den der Mann im Jagen XXII gefunden hatte.

Und hatte nicht eben ein Zweig geknackt? Und hing nicht dort etwas Bewegliches, wie ein Menschenbein, von der Fichte?

Ich beruhigte sie: erstens war es keine Fichte, sondern eine Buche; zweitens war es kein Menschenbein, sondern ein abgeschlagener Baumast. Und das Knacken im dürren Gehölz war keine Seltenheit. Aber wenn sie durchaus darauf bestand — hier war mein Kompaß —, wir brauchten nur den Weg verlassend ein paar Minuten immer nach Osten zu gehen, so kamen wir bestimmt aus dem Walde. Dann sahen wir schon die Schenke zum Grünen Kranz liegen. In der konnten wir ja vielleicht ...

Nur nicht! Nein, sie hätte nicht kommen sollen. Es war zu entsetzlich. Das war nun die Strafe. Und sie hörte auf nichts. Nicht auf Logisches, nicht auf Metaphysisches, nicht auf mich. Nur auf das Knacken.

Und so gingen wir östlich nach meinem Kompaß schweigend, fröstelnd quer durch den Wald,

drückten uns scheu und eilig an den herbstlich blinkenden Bäumen hin, unter niedrig hängendes Gezweig gebückt, das uns tückisch ins Gesicht fingerte und kalte Tropfen in den Nacken warf.

Plötzlich stieß Anne-Marie einen gellenden Schrei aus — und ich muß sagen, ich erschrak auch so heftig, daß ich am liebsten mitgeschrien hätte.

Dicht hinter dornigem Buschwerk, das wir eben umgangen hatten, saß ein Mann. Ein korpulenter Fünfziger, nicht eben sehr gut gekleidet, mit einer Stahlbrille auf einer rötlichen Sattelnase. Er hatte den Kragen ausgezogen; und neben ihm lag bei diesem etwas angeschmutzten Wäschestück auf welken Blättern eine Zuckerschnur, die eine kunstfertig gezogene Schlinge aufwies. Der seltsame Herr hatte sich mit säuberlich ausgebreiteten Rockschößen auf seinem Taschentuch niedergelassen und unterbrach jetzt die Verzehrung eines Sülzkoteletts, um uns durch seine runden Brillengläser mißtrauisch zu mustern.

Anne-Marie hatte krampfhaft meine Hand gefaßt. Kalt und zuckend, wie springende Fische, spürte ich ihre Finger in meinen. Aber so sehr mich dieses plötzliche Zeichen der Vertraulichkeit

unter anderen Umständen beglückt hätte — augenblicklich empfand ich das nur als eine Erschwerung der Situation ... Ich fühlte, daß wir uns unpassend benommen, daß wir in unserem Schreck den Eindruck der Feigheit gemacht hatten.

Ich fragte also, gewissermaßen erklärend, indem ich höflich den Hut lüftete: „Pardon, mein Herr, haben Sie ... haben Sie vielleicht zufällig hier herum einen Mann gesehen, der sich — der sich erhängt hat?"

Der merkwürdige Herr, der auf dem Taschentuch vor dem Brombeerstrauch saß, legte den Rest des Sülzkoteletts in seinen Schoß, wischte sich die Hände an einem Büschel Gras ab und entgegnete:

„Ach, Sie suchen den Mann, der sich hier erhängt hat — im Jagen XXII?"

„Allerdings."

„Da haben Sie's gut getroffen. Das bin ich."

Anne-Marie klammerte sich jetzt an meinen Oberarm, als ob der herbstliche Wald ein sinkendes Schiff im Taifun wäre.

Ich versuchte ungläubig zu lächeln, aber ich vermute, daß es mir nicht besonders gut gelang: „Pardon, mein Herr, Sie ... Sie leben doch ..."

„Ach, Sie meinen — wegen des Sülzkoteletts? Ja, das wollt' ich vorher essen. Es ist mein Leibgericht — und wenn schon die Verurteilten noch einmal ihr Leibgericht bekommen, warum soll denn einer, der sich selbst verurteilt, nicht auch ... Hab' ich recht?"

„Ja, aber — erlauben Sie ..."

„Sie spielen wieder darauf an, daß ich noch lebe? Nein, fürchten Sie nichts, ich benutze die Schnur dort nicht mehr. Ich habe mich begnadigt ... Ja, das hab' ich, so wahr ich hier sitze. Und — ja so, Sie sehen nach meinem Hals? Allerdings, jetzt haben Sie recht. Da ich mich begnadigt habe, kann ich auch den Kragen wieder anziehen. Im anderen Falle — Sie verstehen — wär' er mir lästig gewesen."

„Au!" sagte ich unwillkürlich, „liebe Anne-Marie — verzeihen Sie, aber Sie tun mir weh. Sie kneifen mich schrecklich in den Arm ..."

„Ja, ja," nickte der begnadigte Mann, indem er mit gewaltigen Anstrengungen seinen Kragen einknöpfte, „so fing's bei mir auch an — genau so! ... Mit Waldspaziergängen — so auf einsamen Wegen und, genau wie Sie, auf gar keinen Wegen, so quer durchs Dickicht und rund um

die Brombeersträucher ... Und Arm in Arm sind wir gegangen — was keiner sehen durfte —, und gekniffen hat sie mich auch, aus lauter Liebe ... Tja, so fängt das an ... Und ins Geschäft habe ich ihr Briefe geschrieben — dummes Zeug stand darin ... Schreiben Sie bloß keine Briefe, junger Mann! Mündlich, ja, das ist egal. Das kann man abschwören. Aber mit Tinte — pfui Teufel! Und in einem von den dummen Wischen — so nach einem Sonntag und nach einem Waldspaziergang — da hab' ich denn auch geschrieben von Immer so bleiben und so — und schlimmer: von heiraten ... Schwapp, hat sie mich gehabt und festgehalten! An dem lausigen Papier! Und die ganze liebe Familie hält mit. Wahrhaftig, das tut sie. Die Mutter hab' ich gleich mit ins Haus bekommen — so als 'ne Art Aussteuer. Jetzt sitzt uns noch 'ne Tante 'rum, die ist schon nicht mehr recht im Kopf vor Alter. Ich glaube, sie hat Napoleon noch gekannt, sie weiß es bloß nicht mehr. Alles vergißt sie: wie sie heißt, wo sie wohnt, wo sie die Schlüssel hingelegt hat. Das Licht auszumachen vergißt sie und die Töpfe vom Feuer zu nehmen — und zu sterben hat sie auch vergessen ... Und nun sitz'

ich jahraus und jahrein unter all den Weibern, die ich doch gar nicht gemeint hab' damals auf den Waldspaziergängen ... und schufte mich ab für das bißchen Essen und Wohnen und für die Lebensversicherungspolice und die Feuerversicherung und was weiß ich. Und wenn ich mal aufmucke, dann erzählt mir die eine, was ihr Seliger für ein Sanfter war ... Oder die andere hat wieder mal Blumen am Fenster gegossen, wo gar keine sind, und ein pudelnasser, grober Passant kommt 'rauf und macht mir den Schweinehund. Und meine eigenste Eheliebste keift: daß ich kein Herz für ihre Familie habe. — Und heute ganz früh, da hat's schon 'ne Szene gegeben, weil uns die Brötchen von der Türklinke gestohlen waren, ehe ich rechtzeitig das Säckchen hereingeholt hatte — ich hab's reineweg überhört, wie der Bäcker geklopft hat ... also eine Szene! ... da hab' ich mir gedacht: so, nun sollt ihr mal was erleben! Nu werd' ich euch mal die Lebensversicherung versalzen — denn die zahlt nischt, wenn einer am Ast hängt — und werd' euch zeigen, wie so eine lumpige Witwenpension für dreie schmeckt ... Und da hab' ich einen Brief an die Polizei geschrieben und bin hier 'rausgegangen mit meinem

Sülzkotelett und meiner Schnur da ... Aber sehen Sie — wie das nu mal so ist. Manchmal sind's ganz kleine Dinge, die einen umstimmen ... Ich hab' hier herum lange nach einem richtigen Ast gesucht — da drüben sehen Sie — den dort, der so schön wagrecht 'rauskommt aus der alten Buche, den hatt' ich mir ausgedeutet. Aber, was soll ich Ihnen sagen — wie ich nun so 'rumprobiere an dem Kerl, ob er mich auch halten wird — ich wiege schließlich meine fünfundneunzig Kilo — da sitzt doch ein paar Äste senkrecht über mir ein Vogel, so ein kleiner Malefizvogel — und — na, und, was soll ich Ihnen sagen ... klacks, mit einem Male hatt' ich doch was auf der Hand! Nichts Schönes ... Und wie ich das so wegwische — denn schließlich so dreckig will einer doch auch nicht da 'rumhängen — denk' ich mir: das ist doch nun in so 'ner wichtigen Stunde — auch 'ne Art Symbol. Das soll doch sicher was bedeuten. Hab' ich recht? Kann nur eine Art Mißbilligung sein, denk' ich mir so. Nicht wahr? Eine Mißbilligung durch ein unvernünftiges Tier. Durch ein ganz kleines Tier. Na, schon gut, ich bin ja selber froh, daß es kein Affe gewesen ist ... Und weiter denk' ich: erschrecken

hast du die Weiber wollen — na, schließlich hast du das ja mit dem Brief an die Polizei schon erreicht. Wetten wir, daß irgendwo schon ein Gendarm 'rumläuft und die Leute mit einem Brief erschreckt? Man muß aber die Konsequenzen nicht so weit treiben, denk' ich mir so. Nicht so weit, daß sie einem selber schaden. Hab' ich recht? ... Und sehen Sie, junger Mann, da hab' ich nun zu mir selber gesagt: Nu grad nicht! Hab' ich gesagt ... So ist die Sache gewesen, verstehen Sie. Aber vielleicht ist das gut, daß Sie hier vorbeigekommen sind ... Genau, wie's gut war, daß der kleine Malefizvogel dort oben saß und, statt zu singen, verdaute. Denn, sehen Sie — das Fräulein, das Sie da am Arm haben, ist ein hübsches Fräulein und hat so schöne goldene Schnecken über den Ohren — hatt' meine auch — uijeh! Sie sollten jetzt mal die Morgenfrisur von meiner Eheliebsten zu Hause sehen ... Und der Wald und die Sonne im Herbst und die Einsamkeit — reden Sie gar nichts, ich weiß. Und denken Sie an mich, ehe Sie Briefe schreiben — erinnern Sie sich, wie Sie mich hier gefunden haben, nur durch einen Zufall gerettet ... Und eh' Sie die große Lebens-

dummheit machen — auf die Sie gleich zweimal festgenagelt werden: in der Kirche und auf dem Standesamt — beschwören Sie sich mein Bild herauf, junger Mann — wie ich so jetzt hier sitze, zwischen der Zuckerschnur und dem Sülzkotelett . . .!"

Ich weiß heute noch nicht, wie Anne-Marie von meiner Seite gekommen war. Aber sie war weg, als ich wieder zu mir selbst kam.

Am nächsten Tag bediente mich im Trikotagegeschäft Herr E. E. Bretzendorf persönlich.

„Das Fräulein ist mit der Inventur beschäftigt," erklärte er und kniff listig sein linkes Auge zu.

Ich sah Anne-Marie im Nebenzimmer hantieren; aber sie sah nicht auf von den Kästen und Schiebladen. Sie schien mir blaß und unbedeutend. Die Frisur war ihr nicht so gut gelungen und klebte unwahrscheinlich über den Ohren. Und ich sah zum ersten Male, daß sie einen langen dünnen Hals und knochige gerötete Hände hatte . . .

Bücher von Rudolf Presber

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Der Rubin der Herzogin. Humoristischer Roman. 12. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Presbers Kunst, einen Knoten spannend zu schürzen und ihn überraschend zu entwirren, läßt das Interesse des Lesers nicht einen Augenblick erlahmen. Wer das liebenswürdige und heitere Buch gelesen hat, wird es mit dem Gefühl eines geistigen Genusses weglegen und den Wunsch hegen, daß dieses Genusses noch viele teilhaftig werden mögen." (Berliner Volkszeitung.)

Die bunte Kuh. Humoristischer Roman. 12. Auflage. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.50

„Es ist ein Vergnügen, das Buch zu lesen. Dem Verfasser fehlt nichts von dem, was den Humoristen ausmacht, weder der Sinn fürs Komische noch die satirische Ader, weder die ins Schwarze treffende Ausdrucksweise noch das Gemüt." (Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

Die sieben törichten Jungfrauen. Humoristische Novellen. 8. Auflage. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Es ist ja solche Wonne, einmal so recht herzhaft sich auslachen zu können zwischen dem Ernst der Tage, daß eine warme Dankbarkeitswelle Rud. Presber aus dem Leserkreis entgegenschlagen wird, ihn spornend zu neuem Schaffen, ihn lohnend für schon Gegebenes." (Die Gartenlaube.)

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Rudolf Presber ist einer der geistreichsten Plauderer. Sein Witz ist nie lahm, sondern hüpft munter von einem Stoff zum andern; aber er verwundet nicht, er sticht nur ein wenig und heilt zugleich mit versöhnendem Lächeln. Natürlich und schlicht sind auch die vorliegenden Novellen entwickelt, nur ein Einschlag burlesken Humors gibt hier und da dem flotten Gang der Handlung ein reizvolles Gepräge."

(Paul Alexander im Hamburger Fremdenblatt.)

Bücher von Rudolf Presber

Die Diva und andere Satiren. 8. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„So etwas bringt ein Norddeutscher nicht gut zuwege, dazu muß man schon Süddeutscher sein von dem leichten und doch empfindungsvollen fränkischen Geblüt." (Die Post, Berlin.)

Freut euch des Lebens . . .! Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik. 6. Tausend. Kart. M 3.—, geb. M 4.—

Vom Weg eines Weltkinds. Ein Buch Sprüche. 3. Auflage. Geheftet M 2.50, in Geschenkband M 4.—

Aus zwei Seelen. Neue Gedichte. 2. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Das Mädchen vom Nil. Novellen. 6. Auflage.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Theater. Satiren. 3. Auflage. Geh. M 2.—, geb. M 3.—

Späne. 3. Auflage. Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Der Vetter aus Köln. Schwänke. 3. Auflage.
Geheftet M 1.—, gebunden M 1.80

Ferner sind bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart die nachstehenden Gedicht-Bände erschienen:

Aus dem Lande der Liebe. Gedichte. Mit Buchschmuck von Walther Caspari. 7. u. 8. Auflage.

Media in vita. Gedichte. Mit Buchschmuck von Franz Christophe. 5. Auflage.

Dreiklang. Ein Buch Gedichte. Mit Buchschmuck von Walther Caspari. 3. Auflage.

Spuren im Sande. Neue Gedichte. Mit Buchschmuck von H. M. Glatz. 3. Auflage.

Aus Traum und Tanz. Mit Buchschmuck von Lucian Bernhard. 2. Auflage.

Und all die Kränze. 2. Auflage.

